[WLG]
WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Ausgabe 80 (2017)

Inhalt

Mi-Cha Flubacher/Christian Bendl

Editorial iii

Christian Bendl/Jürgen Spitzmüller

›Rassismus‹ ohne *Rassismus*?
Ethnoseparatistische Diskurse in sozialen Netzwerken 1

Christian Kratzert

ÖVP und SPÖ – Parteien der Mitte?
Eine framesemantische Diskursanalyse zum (öffentlichen) Sprachgebrauch österreichischer Regierungspolitiker*innen 27

Jonas Hassemer

Handlungsfähigkeit zwischen Autonomie und Distribuiertheit
Interaktionale ›Selbstvertretung‹ als subjektivierende Norm? 47

Sabine Lehner

Sprachliches Kapital und ›Integration‹
Bourdieus sprachlicher Markt revisited am Beispiel der österreichischen ›Integrationsbotschafter_innen‹ 81

Sabrina Faßl

Audience Design von Subjektiven Krankheitstheorien
Ein Vergleich von Arzt-Patienten-Gesprächen und Laien-Patienten-Gesprächen 108

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2017

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengase 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Christian Bendl, Mi-Cha Flubacher (Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)
Kontakt: wlg@univie.ac.at
Homepage: *http://wlg.univie.ac.at*

ISSN: 2224-1876
NBN: BI,078,1063

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.

Editorial

Mi-Cha Flubacher[*]/*Christian Bendl*[†]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): iii–viii

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

Die **Wiener Linguistische Gazette** (WLG) bietet seit mehr als 30 Jahren Einblicke in aktuelle Forschungsprojekte und Entwicklungen im Feld der Allgemeinen, Historischen und Angewandten Sprachwissenschaft. Die Zeitschrift ist am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien angesiedelt, enthält aber nicht nur Beiträge dieses Instituts.

Mit der Ausgabe 80/2017 hat die WLG einen Relaunch mit einigen Veränderungen erfahren: Zunächst setzt sich nun das Redaktionsteam aus Mi-Cha Flubacher und Christian Bendl für die Angewandte Sprachwissenschaft und Stefan Schumacher für die Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft zusammen. Des Weiteren wurde das grafische Erscheinungsbild der Zeitschrift von Jürgen Spitzmüller überarbeitet, wofür wir uns hiermit herzlich bei ihm bedanken. Schließlich wurde von Florian Hoidn die Internetseite sorgfältig umgestaltet und rundum

* Mi-Cha Flubacher, Institut für Sprachwissenschaft, Wien, mi-cha.flubacher@univie.ac.at.
† Christian Bendl, Institut für Sprachwissenschaft, Wien, christian.bendl@univie.ac.at.

http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/802017/flubacher-bendl-editorial80.pdf
Publiziert am 15. September 2017

modernisiert, wofür wir uns ebenfalls an dieser Stelle bei ihm bedanken. Dank gebührt abschließend auch Markus Rheindorf, der bisher die technische und wissenschaftliche Betreuung der WLG übernommen hat.

Die WLG publiziert laufend Aufsätze, Working Papers, Essays und auch Themenhefte aus den Bereichen der Angewandten, Allgemeinen und Historischen Sprachwissenschaft sowie aus verwandten Disziplinen. Die Zeitschrift erscheint weiterhin im Open-Access-Format und alle Beiträge sind als PDF auf der Webseite abrufbar. Zusätzlich ist die WLG auch im akademischen Online-Netzwerk Academia.edu vertreten, wo ebenfalls jeder Beitrag – bei entsprechender Verschlagwortung – zu finden und dadurch mit KollegInnen geteilt werden kann.

Wir freuen uns, in dieser ersten Ausgabe in neuem Erscheinungsbild fünf Beiträge zu präsentieren, die im Folgenden kurz umrissen werden sollen. Diese ersten fünf Beiträge bieten einen ersten Einblick in die Themen und Untersuchungsbereiche der Angewandten Sprachwissenschaft, wie sie unter anderem am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien betrieben wird – sowohl von Studierenden wie auch von Dozierenden. Die Beiträge dieser Ausgabe sind denn auch auf der Grundlage von Referaten, Seminararbeiten und Qualifizierungsarbeiten entstanden und bieten somit eine bunte Mischung an Arbeiten von Forscherinnen und Forschern an unterschiedlichen Stationen ihrer Laufbahn.

Christian Bendl und Jürgen Spitzmüller befassen sich in ihrem Beitrag (»›Rassismus‹ ohne *Rassismus*? Ethnoseparatistische Diskurse in sozialen Netzwerken«) mit der Frage, ob man tatsächlich von einer Verschärfung des Tons – oder kulturkritischer: von ›Verrohung‹ – im gesellschaftlichen Diskurs und insbesondere im Internet ausgehen kann, vor allem in Foren und sozialen Netzwerken. Diese Frage diskutieren sie am Beispiel rezenter Debatten und auf der Grundlage aktueller Forschungsbefunde zu computervermittelter (politischer) Kommunikation sowie eigenen diskurslinguistischen Analysen, die spezifisch in den Foren der österreichischen neuen rechten Protestbewegungen durchgeführt worden sind. Gerade diese neuen Protestbewegungen zeichnen sich jedoch dadurch aus, dass sie verstärkt Ausdrucksformen wählen, die gerade nicht eindeutig als explizit diskriminierend und insbesondere nicht als ›rassistisch‹ im biologistischen Sinn zu erkennen sind. Die Autoren argumen-

tieren deshalb für einen sensibilisierten und sorgfältigen Umgang mit herkömmlich positiv konnotieren Konzepten wie ›Kultur‹, ›Gleichberechtigung‹ u.ä., um den Formen des Neorassismus entgegenhalten zu können.

Der zweite Beitrag von Christian Kratzert (»ÖVP und SPÖ – Parteien der Mitte? Eine framesemantische Diskursanalyse zum (öffentlichen) Sprachgebrauch österreichischer Regierungspolitiker*innen«) stellt wiederum ein Beispiel einer diskurslinguistischen Frameanalyse dar, mittels welcher der mediale Sprachgebrauch der politischen Mitte in Österreich beleuchtet wird. Diese scheinen sich nämlich hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs mittlerweile vermehrt im rechtspopulistischen Wertekanon zu bewegen. Für diese explorative Studie stand eine Datenbasis zur Verfügung, konstituiert aus Presseinterviews und Zeitungsberichten der Online-Portalen der beiden österreichischer Tageszeitungen derStandard und Kronenzeitung zwischen Jänner und August 2016 veröffentlich wurden und das Schlüsselwort Integration enthielten. Aufgrund seiner framesemantischen Analyse stellt der Autor tatsächlich einen diskursiven ›Rechtsruck‹ der Mitteparteien Österreichs fest und argumentiert für vertiefende Studien.

Im dritten Beitrag analysiert Jonas Hassemer (»Handlungsfähigkeit zwischen Autonomie und Distribuiertheit: Interaktionale ›Selbstvertretung‹ als subjektivierende Norm?«) mittels konversationsanalytischer Methode die Interaktion zwischen einem Bewohner einer betreuten Wohneinrichtung für Menschen mit Behinderung und seinem Betreuer, um dem Konzept der Handlungsfähigkeit auf den Grund zu gehen. Dadurch eröffnet er die prinzipielle Frage nach der Autonomie des Subjekts, was wiederum theoretische und methodologische Konsequenzen hat. So zeigt seine Analyse auf, dass (1) Subjekthaftigkeit in der Interaktion hergestellt bzw. reproduziert wird, dass (2) bereits in die Konstruktion von Subjekthaftigkeit Asymmetrien eingeschrieben werden und dass (3) dabei Prozesse der Normalisierung und des Ausschlusses im Gange sind. Auch er plädiert somit gewissermaßen für einen reflektierten und reflexiven Zugang zu Fragestellungen, welche die Autonomie resp. Handlungsfähigkeit von Menschen mit Behinderung betreffen. Er schlussfolgert, dass im Endeffekt bereits die Anerkennung der Distribuiertheit von Hand-

lungsmacht als Grundbedingung menschlichen Handelns eine potentiell symmetrisierende Stoßrichtung beinhaltet.

Sabine Lehner präsentiert im vierten Beitrag (»Sprachliches Kapital und ›Integration‹: Bourdieus sprachlicher Markt revisited am Beispiel der österreichischen ›Integrationsbotschafter_innen‹«) eine diskurslinguistische Analyse von online Profilen so genannter österreichischen ›Integrationsbotschafter_innen‹. Die Autorin geht also der Frage nach, ob und inwiefern die Integrationsbotschafter_innen ihre sprachlichen Ressourcen als (sprachliches) Kapital sensu Bourdieu in den metasprachlichen Ausführungen in ihren Profilen beschreiben und wie dieses in Zusammenhang mit Integration und Leistung thematisiert wird. Gerade vor dem Hintergrund der steigenden sprachlichen Anforderung an Migrant_innen und Geflüchtete zeigt sich in ihrer Analyse zum einen eine Fokussierung und Reifizierung des ›Integration durch Sprache‹-Diskurses in den Profilen der Integrationsbotschafter_innen, zum andern die sich relativierende erlebte Bedeutung mitgebrachter sprachlicher Repertoires wodurch die Vorrangstellung von Deutschkenntnissen als alleiniges Kapital und sprachliche Assimilation konsolidiert wird.

Der letzte Beitrag dieser erstes Ausgabe in neuem Erscheinungsbild stammt von Sabrina Faßl (»Audience Design von Subjektiven Krankheitstheorien: Ein Vergleich von Arzt-Patienten-Gesprächen und Laien-Patienten-Gesprächen«). Für ihre Studie bedient sie sich wiederum der Konversationsanalyse, welche sich insbesondere für die Analyse institutioneller und medizinischer Kommunikation anbietet. Anhand des für den Diagnoseverlauf zentralen Konzepts der Subjektiven Krankheitstheorien zeigt sie das Audience Design dieser spezifischen Kommunikationsform auf, indem sie, einer Fallstudie gleich, einen detaillierten Vergleich von Arzt- und Laien-Patienten-Gespräch anstellt. Aufgrund ihrer Analyse schlussfolgert die Autorin, dass Subjektive Krankheitstheorien sich folgenreich auf das Arzt-Patienten-Gespräch auswirken und somit zielführend eingesetzt werden sollten.

So unterschiedlich also die einzelne Beiträge thematisch und methodisch gelagert sind, ist es doch unschwer zu erkennen, dass allen Arbeiten der Bezug zu realpolitischen und zeitgenössischen Fragestellung gemein ist sowie die kritische Hinterfragung vom Status Quo. Eine lösungsorien-

tierte sprachwissenschaftliche Forschung steht somit im Zentrum dieser ersten Neuauflage, aber auch der Angewandten Linguistik allgemein. Wir erhoffen uns, dass wir mit dieser Ausgabe, die Neugier der Leserschaft geweckt und diese für die Lektüre weiterer Publikationen gewonnen zu haben.

Mi-Cha Flubacher und *Christian Bendl*

›Rassismus‹ ohne *Rassismus?*

Ethnoseparatistische Diskurse in sozialen Netzwerken

Christian Bendl[*]*/Jürgen Spitzmüller*[†]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): 1–26

Abstract

Wenn in den letzten Jahren von Verschärfungen des Tons – oder kulturkritischer: von ›Verrohung‹ – im gesellschaftlichen Diskurs die Rede war, dann war damit zumeist, jedenfalls primär, gesellschaftspolitische Kommunikation im Internet, vor allem in Foren und sozialen Netzwerken, gemeint. Dort, so der Anschein, können sich Menschen hinter dem Schleier von Pseudonymen ›hemmungslos austoben‹ (wie die Kritiker monieren) bzw. ›frei, ohne Einschränkung durch die Hegemonie der politischen Korrektheit ihre Meinung sagen‹ (wie es nicht zuletzt die sich äußernden Personen selbst häufig postulieren).

Was geht in den sozialen Netzwerken tatsächlich vor sich? Findet sich dort tatsächlich eine zunehmende politische Radikalisierung bis hin zu einem neuen Rassismus? Und wenn ja, wie äußert

* Christian Bendl, Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft, christian.bendl@univie.ac.at (Korrespondenzautor).

† Jürgen Spitzmüller, Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft, juergen.spitzmueller@univie.ac.at.

http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/802017/bendl-spitzmueller-rassismus.pdf
Publiziert am 27. März 2017

sich dies? Welche spezifischen Ausdrucksformen – von Sprache bis hin zu Bildern und Filmen – werden genutzt? Und sind die sozialen Netzwerke wirklich (herrschafts-)freie Zonen, die *vox populi* oder aber ein Hort der ›Unkultur‹? Am Beispiel rezenter Debatten und auf der Grundlage aktueller Forschungsbefunde zu computervermittelter (politischer) Kommunikation gehen wir in unserem Beitrag diesen Fragen nach.

Schlagwörter: Diskursanalyse, Politolinguistik, Populismus, Neorassismus, soziale Netzwerke, CMC

1 Ausgangspunkt und Fragestellung

In letzter Zeit ist viel von einer ›Radikalisierung‹ (vgl. Brodnig und Jourová 2017), von ›Verrohung‹ (vgl. Gaugele und Sanches 2017; Menkens 2017) und ›Dehumanisierung‹ (vgl. Erb et al. 2015; Firnkees 2016) im Internet, spezifisch in den sog. *sozialen Netzwerken*, die Rede. Das Internet und besonders die sozialen Netzwerke bieten, so scheint es, eine durch Anonymität gesicherte Plattform, auf der sich Ressentiments, Wut und Angriffe gegen ›Andersdenkende‹ und als ›anders‹ Empfundene ungefiltert und undiszipliniert verbreiten können. Spezifisch auch die Zunahme xenophobischer Äußerungen oder gar ein ›neuer Rassismus‹ werden konstatiert, wobei nicht selten die Kommunikationsform selbst (aufgrund der vorgeblichen Anonymität, die sie bietet, und aufgrund fehlender Disziplinierungsmittel) für diese Entwicklung mit verantwortlich gemacht wird.

Wir möchten in diesem Beitrag prüfen, inwieweit sich diese Annahmen empirisch stützen lassen. Hierzu haben wir einerseits die Forschung zum Thema gesichtet und werden Befunde (aber auch viele Desiderata) daraus diskutieren. Andererseits haben wir selbst Analysen, spezifisch in den Foren der österreichischen neuen rechten Protestbewegungen (wie der *Identitären Bewegung Österreich*) durchgeführt, und werden erste Befunde dieser Analysen zur Diskussion stellen.

Interessant ist dieses Analysefeld für uns insbesondere deswegen, weil die Protagonisten dieser Bewegungen den Vorwurf des Rassismus in

der Regel vehement und weit von sich weisen. Dies zeigt nicht nur, dass der Ausdruck *Rassismus* (und auch der Begriff, den er bezeichnet[1]) im politischen Diskurs hochgradig umstritten ist, sondern insbesondere auch, dass er selbst ein Mittel politischer Auseinandersetzung ist – also nicht einfach nur der Hintergrund, vor der Diskurs beschrieben werden kann, als vielmehr selbst Gegenstand des Diskurses und ideologischer Positionierungsanker. Deshalb setzen wir uns in unserem Beitrag auch kritisch mit *Rassismus* als Schlagwort und ›Rassismus‹ als diskursivem Konzept auseinander.

Der Beitrag beginnt mit Begriffsreflexionen und rekapituliert in diesem Zusammenhang knapp die Geschichte des Rassismusbegriffs. Danach erläutern wir kurz die Bedeutung der sozialen Netzwerke für den gegenwärtigen politischen Diskurs, werfen einen Blick auf die mediale Wahrnehmung der sozialen Netzwerke als vorgeblichen Brennpunkt xeno- und ethnophobischer Diskurse und diskutieren schließlich auf der Basis der eingesehenen Forschungsliteratur und unserer eigenen Analysen, ob und in welcher Form im rechtspopulistischen Diskurs in den neuen Medien Praktiken vorzufinden sind, die man als ›rassistisch‹ bezeichnen kann – oder doch besser anders beschreiben sollte.

2 Begriffsklärungen

2.1 Was ist ›Rassismus‹?

»Als soziale Erscheinung«, hält der Soziologe Wulf D. Hund in der *Enzyklopädie Philosophie* fest, »ist R[assismus] älter, als Begriff jünger als die Rassen« (Hund 2011: 2191). Das heißt, eine ungleiche Behandlung von Menschen aufgrund ihrer Herkunft und/oder ihres äußeren Erscheinens, verbunden mit einer komprimierenden Zusammenführung »gesellschaftliche[r] Gruppen zu einer imaginierten Einheit« (Hund 2011: 2191) lässt

1 Vgl. zur Differenzierung von Ausdruck und Begriff bündig und pointiert Vater (2000). Auch zum Verständnis des Beitragstitels sei hier angemerkt, dass wir, wie in der Sprachwissenschaft üblich, *Kursivierung* verwenden, wenn wir einen Ausdruck (die Wortform) meinen, wohingegen ›einfache Anführungszeichen‹ Begriffe (referenzierte Konzepte bzw. Inhalte) markieren.

sich weit zurück in die Geschichte verfolgen (Hund 2011: 2191 nennt als eines der »ältesten Muster[ ] rassistischer Ausgrenzung« das »*Barbarenstereotyp*« der griechischen Antike); die konzeptionelle Ausprägung dessen, was man vor allem ab dem 19. Jahrhundert als *Rassismus* bezeichnet, ist hingegen das Ergebnis geistesgeschichtlicher Entwicklungen der Neuzeit.

Eng verbunden ist dieser neuzeitliche Rassismusbegriff mit der Wissenschaftsgeschichte ab dem 18. Jahrhundert, denn hier fand, zwischen der Konstituierung einzelner Wissenschaften wie der Sprachwissenschaft und den Naturwissenschaften, auch eine »›Verwissenschaftlichung‹ des Rassismus« (Okyayuz 2014: 13) statt. So wurde die linguistische Suche nach Sprachverwandtschaften und einer ›Ursprache‹ sowie der Versuch der Typologisierung von Sprachen auch bald an Vorstellungen über die ›Rasse‹ der Sprechenden geknüpft (vgl. Römer 1985; Gardt 1999: 301–319). Noch deutlicher – und vor allem prägender – war Carl von Linnés (1707–1787) moralisierende und naturwissenschaftlich anmutende Einteilung der Erdbevölkerung in vier (farbige) ›Rassen‹ (vgl. Linnaeus 1735). Diese Kategorisierung gilt häufig als Ausgangspunkt des ›Rassismus‹ *strictu sensu*, auch wenn es eng verwandte konzeptionelle Vorläufer, wie das im Spanien des 15. Jahrhunderts geläufige (primär antijudaistische) Konzept der *limpieza de sangre* (›reinen Blutes‹), die häufig als *Protorassismus* (vgl. dazu kritisch Hund 2011: 2191) bezeichnet werden, zweifellos gibt (vgl. hierzu wiederum Hund 2011: 2193).

In – mitunter neu begründeten – Wissenschaften wie der *Eugenik* (die eine ›Verbesserung‹ der Erbanlagen unter Berücksichtigung der Vererbungslehre erreichen wollte), *Phrenologie* (die Korrelationen zwischen der Schädel-/Hirnform und kognitiven Kompetenzen herzustellen versuchte) und im 19. Jahrhundert der *Kriminalbiologie* wurden die durch Seehandel, Kolonialismus und Sklavenhandel bereits geprägten Vorstellungen von ›Rasse‹ ausgebaut, gefestigt, institutionalisiert und legitimiert. Spätestens mit dem Erscheinen von Charles Darwins Buch *On the origin of species* (1859) wurde ›Rasse‹ als gottgegebener oder schicksalshaft zu akzeptierender evolutiver Grundbestandteil des Menschen beschrieben, was (nun auch) gesellschaftlich relevante Bewertungen ermöglichte. Ungeachtet der strittigen Frage, wie Darwin selbst zu dieser

weiteren Ideologisierung stand (vgl. dazu etwa Schubert 2003: 59–62), wurde auf sein Werk häufig im Kontext des entstehenden szientistischen Rassismus verwiesen, wenn auch eher im Sinne eines »wissenschaftsübliche[n] argumentative[n] Feigenblatt[s]« (Lobenstein-Reichmann 2008: 117), da Darwins Werk nicht uneingeschränkt akzeptiert wurde. Als prägende Autoren dieses sog. ›sozialdarwinistischen Rassismus‹, der sich neben Darwin u. a. auch auf Herbert Spencer bezog (vgl. Lenzen 2003: 137–145), seien hier nur Joseph Arthur de Gobineau mit einem mehrbändigen *Essay über die Ungleichheit der Menschenrassen* (1853) und Houston Stewart Chamberlain (vgl. insbesondere Chamberlain 1899) zu erwähnen. Richard Wagners Schwiegersohn Chamberlain argumentiert in seinem monumentalen zweibändigen Werk *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts*, das auf die nationalsozialistische Ideologie erheblichen Einfluss nahm (vgl. Lobenstein-Reichmann 2008: 39–43), dass »Persönlichkeit und Rasse auf das Engste zusammenhängen, wie die Art der Persönlichkeit durch die Art ihrer Rasse bestimmt wird, und die Macht der Persönlichkeit an gewisse Bedingungen ihres Blutes geknüpft ist« (Chamberlain 1899: 265). Weiter argumentiert er, dass diese »Persönlichkeit«, wie bei der Pflanzen- und Tierzucht, nur »durch strenge Reinhaltung« (Chamberlain 1899: 265) zu bewahren ist. Die Konsequenz dieser Vorstellung, und dies ist auch mit Blick auf die gegenwärtigen sog. ›kulturpluralistischen‹ Argumentationen von Bedeutung (siehe dazu weiter unten), ist ein Separatismus, der nicht zwingend einzelnen ›Rassen‹ grundsätzlich das Lebensrecht abspricht[2], aber eben für eine strikt kontrollierte Diversität plädiert:

> Auch hier sehen wir, was reine Rasse zu bedeuten hat, zugleich aber auch, was Verschiedenheit der Rassen ist – jenes grosse Naturprinzip der Vielfältigkeit, sowie der Ungleichheit in den Anlagen, welches heute fade, feile und ignorante Schwätzer wegleugnen

2 So argumentiert Chamberlain (1899: 273–274) etwa auch mit Blick auf das Judentum, dass dessen »ganze Bedeutung […] in der Reinheit seiner Rasse liege, diese allein verleihe ihm Kraft und Bestand, und wie es die Völker des Altertums überlebt habe, so werde es, dank seiner Kenntnis dieses Naturgesetzes, die sich ewig vermischenden Stämme der Gegenwart überleben«.

> möchten, dem Völkerchaos entsprossene Sklavenseelen, denen einzig im Urbrei der Charakter- und Individualitätlosigkeit wohl zu Mute ist. (Chamberlain 1899: 259)

Die systematisierte Kategorisierung von Menschen in biologische ›Rassen‹ und (zugleich) in kulturelle ›Charaktere‹, die diese Autoren vornahmen, blieb bekanntlich nicht folgenlos. Die – für manche naheliegende – Vereinigung der zwei hoch interpretativen Konzepte bildete im frühen 20. Jahrhundert den Ausgangspunkt vieler noch heute nachhallender Vorurteile, die sich in tragischster Weise in das ›geschichtliche Weltwissen‹ eingeschrieben und gleichzeitig auch den Rassismusbegriff konnotativ geprägt haben. Die vielfach abenteuerlichen Herleitungen von ›Rasseneigenschaften‹ im 18. Jahrhundert und (in erheblich stärkerem Maß) die systematisierte Verfolgung von Menschen aufgrund spezifischer (zugeschriebener) biologisch-kultureller Merkmale im 20. Jahrhundert: all dies ist nicht nur Teil der Geschichte des Rassismus, sondern auch des Kontexts, den die Verwendung des Ausdrucks stets mitkonstituiert. Damit sind wir bei der Frage angelangt, was *Rassismus* heute bezeichnet.

Hierzu kann man feststellen, dass die Extension des Begriffs sehr weit ist, selbst wenn man nur die wissenschaftliche Verwendung von *Rassismus* als Terminus betrachtet. Die Lesarten reichen von einer engen, die nur biologistische Klassifizierungen als *rassistisch* bezeichnen will, bis hin zu weiten, die auch andere Formen der evaluierenden Klassifizierung aufgrund unterschiedlicher Herkunft oder unterschiedlichen Aussehens als *rassistisch* bezeichnet. Dazu merkt der Soziologe Albert Memmi kritisch an:

> Tatsächlich stützt sich die rassistische Anklage bald auf einen biologischen und bald auf einen kulturellen Unterschied. Einmal geht sie von der Biologie, dann wieder von der Kultur aus, um daran anschließend allgemeine Rückschlüsse auf die Gesamtheit der Persönlichkeit, des Lebens und der Gruppe des Beschuldigten zu ziehen. Manchmal ist das biologische Merkmal nur undeutlich ausgeprägt, oder es fehlt ganz. Kurz, wir stehen einem Mechanismus gegenüber, der unendlich mannigfaltiger, komplexer und unglücklicherweise auch wesentlich stärker verbreitet ist, als der

> Begriff Rassismus im engen Wortsinne vermuten ließe. Es ist zu überlegen, ob man ihn nicht besser durch ein anderes Wort oder eine andere Wendung ersetzt, die sowohl die Vielfalt als auch die Verwandtschaft der einzelnen Formen des Rassismus zum Ausdruck bringt. Ich schlage hierfür die Bezeichnung Ethnophobie vor, wobei der Rassismus lediglich eine ihrer Spielarten darstellen würde. (Memmi 1987 [1982]: 165–166)

Die gegenwärtige Diskussion um ›Rassismus‹ (als Begriff, aber besonders als real wirkendes Konzept) ist eine, die sich primär um die weite – namentlich die kulturelle – Auslegung dreht, welche häufig auch als *Kulturrassismus* bezeichnet wird.

Allerdings ist *Rassismus* nicht nur ein wissenschaftlicher Terminus, es ist vor allem auch ein Kampfwort bzw. linguistisch ausgedrückt ein *Anti-Mirandum* (vgl. Girnth 2015: 63): ein Wort, welches vor allem in stigmatisierender Absicht gebraucht wird – weswegen sich auch öffentlich in der Regel niemand selbst als *Rassist* bezeichnet oder von anderen so bezeichnet werden will. Diejenigen, die heute als *Rassisten* bezeichnet werden (und dies geschieht in aller Regel mit Bezug auf einen weiten kulturrassistischen Begriff), wehren sich daher üblicherweise vehement gegen diese Nomination (vgl. Burke und Goodman 2012). Angesichts der komplexen Begriffsgeschichte können sie dies auch verhältnismäßig leicht tun, sei es, indem sie sich auf den engen biologistischen Rassismusbegriff berufen und sich gleichzeitig vom (biologischen) Rassenbegriff distanzieren (vgl. Abbildung 1a auf der folgenden Seite), sei es, indem sie *Rassismus* zurückweisen, eben weil es sich um ein ›Kampfwort‹ der sog. ›Linken‹ handle, das keine sinnvolle politische Diskussion zulasse (vgl. Abbildung 1b).

Paradoxerweise ist mithin das, was man als *Kulturrassismus* bezeichnet, wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sehr sorgfältig ethnisch basierte Wertungsschemata ausgearbeitet werden, die *möglichst nicht* rassistisch (im biologistischen Sinne) klingen sollen, wobei jedoch die im szientistischen Rassismus (etwa, wie oben ausgeführt, bei Chamberlain) zentralen Argumentationsfiguren des spezifischen ›kulturellen Charakters‹ und der ›kontrollierten Diversität‹ (vgl. als Beispiel erneut

(a) Zurückweisung durch Distanzierung: *Identitäre Bewegung Österreich*

(b) Zurückweisung durch Satire: *Verein Freunde der Tagespolitik*

Abbildung 1: Zurückweisung von ›Rassismus‹

(a) *Identitäre Bewegung Österreich* **(b)** *Generation Europa*

Abbildung 2: Kontrollierte Diversität

Abbildung 1a) beibehalten und sogar noch forciert werden. Sprachlich gestützt werden diese Distanzierungs- und Umwertungsbemühungen durch die Verwendung der Lexik einer Gruppe, die dem Verdacht, rassistisch zu sein, wenig ausgesetzt ist, nämlich (unter anderem) der der linken Intellektuellen.

Konzeptuell verankert ist dieser ›Kulturrassismus‹ u. a. in der intellektuellen ›Nouvelle Droite‹ der 1960er-Jahre. Bereits diese hatte begonnen, konsequent ›heikle‹ Ausdrücke zu ersetzen. So wurde etwa der Ausdruck »›Rasse‹ durch denjenigen der ›Kultur‹ und de[r] […] der ›Ungleichheit‹ durch denjenigen der ›Differenz‹« (Koller 2009: 96) substituiert. Gleichzeitig hat man sich, wie bereits ausgeführt, systematisch vom (biologistischen) ›Rassismus‹ distanziert. Weitere ›kulturrassistische‹ Fahnenwörter neben *Kultur* und *Differenz* sind *Diversität*, *Identität* (vgl. Abbildung 2), *Ethnizität* und *Pluralismus* (vgl. Abbildung 3). Die Verkopplung mit vordergründig unverdächtigen, ja gesellschaftlich hochkonsensuellen Werten wie ›Kultur-‹ und ›Naturverbundenheit‹ (vgl. Abbildung 4a auf der nächsten Seite), dem ›Schutz von Leben‹ (vgl. Abbildung 4b und 4d), ›Stilbewusstsein‹ und ›Attraktivität‹ (vgl. Abbildung 4c) soll ethnoseparatistische Forderungen konsensfähig machen und gleich-

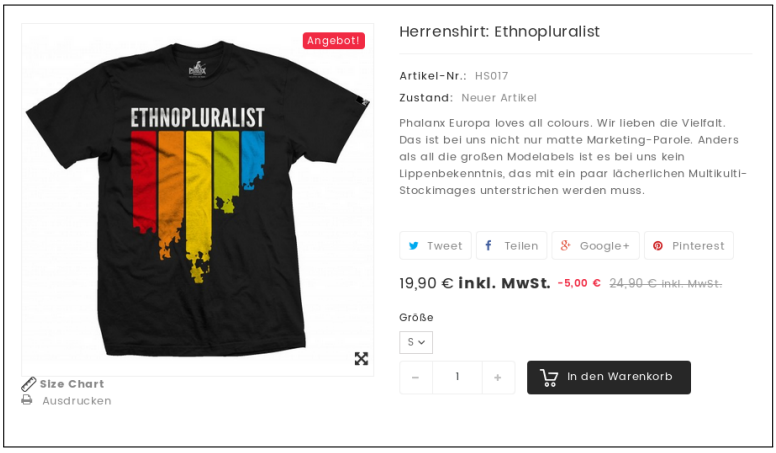
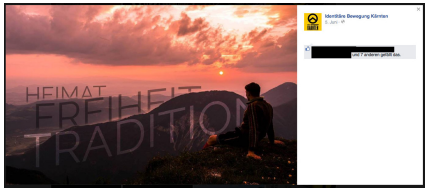


Abbildung 3: ›Ethnopluralismus‹ (*Phalanx Europa*)



(a) *Identitäre Bewegung Kärnten*

(b) *Identitäre Bewegung Deutschland*

(c) *Ident. Bewegung Österreich*

(d) *Phalanx Europa*

Abbildung 4: Hochwertkonzepte

Abbildung 5: Zurückweisung von Gewalt (*Ident. Bewegung Österreich*)

zeitig Assoziationen zum traditionellen ›Rassismus‹ auflösen. Die rekurrent vorgetragene explizite Ablehnung körperlicher Gewalt (vgl. bspw. Abbildung 5), die die neuen rechten Bewegungen von den klassischen rechtsextremen Szenen unterscheidet, die sie selbst aber vor allem als Distinktionsmerkmal gegenüber linken Antifa-Gruppierungen in Stellung zu bringen versuchen, ist in diesem Kontext ebenfalls relevant.

Der sog. ›Neo-‹ oder ›Kulturrassismus‹ zeichnet sich also offensichtlich gerade dadurch aus, dass zwischen zwei Personengruppen wertende Differenzen konstruiert werden, die auf kulturalistische Hochwertkonzepte rekurrieren, wobei jegliche Assoziation zu einem biologischen Rasseverständnis sorgfältig vermieden werden. ›Rassismus‹ ohne *Rassismus* also? Das möchten wir im Folgenden weiter diskutieren.

2.2 Die Bedeutung sozialer Netzwerke für Protestdiskurse

Zunächst möchten wir aber noch erläutern, warum wir uns spezifisch mit sozialen Netzwerken befassen.[3] Der Grund ist, dass soziale Netzwerke im Verlauf des letzten Jahrzehnts zu einem zentralen Medium politischer Kommunikation und zum wichtigsten Kanal rechtspopulistischer Agitation geworden sind (vgl. Glaser 2011; Krieger et al. 2014: 211). Das gilt sowohl für die klassischen Parteien, deren Followerzahl auf Facebook die Zahl der Parteimitglieder um ein Vielfaches übersteigt[4], es gilt aber auch und erst recht für rechtspopulistische soziale Bewegungen wie die *Identitäre Bewegung*, deren österreichischer Ableger 30.233, der deutsche 49.357 Facebook-Follower hat; die französische *Génération Identitaire*, die das Vorbild für die anderen europäischen Gruppierungen bildet, hat zurzeit 120.510 Follower (Stand: 01. 02. 2017).

Auch generell sind soziale Netzwerke und insbesondere *Facebook* Plattformen, auf denen sich rechtspopulistische und auch kulturalistische Positionen sehr häufig finden und offenbar gut verbreiten. Dass der aktuelle ZARA-Rassismusreport (2017) überwiegend Vorfälle berichtet, die sich in oder in Reaktion auf Postings in sozialen Netzwerken beziehen, verdeutlicht dies. Auf *Twitter* hingegen scheint, wie zumindest einige aktuelle Studien andeuten, die politische Gewichtung anders zu sein. Hier überwiegen offenbar deutlich rassismus- und populismuskritische Stimmen (vgl. Bartlett und Norrie 2015; Barth und Bucher 2016).

---

3 Soziale Netzwerke sind internetbasierte Plattformen, die Kommunikations- und Vernetzungsmöglichkeiten und in der Regel multimediale Kommunikationsmöglichkeiten bieten. Das bekannteste und in Österreich verbreitetste ist nach wie vor *Facebook* mit zurzeit ca. 3,7 Millionen Nutzer*innen (*http://socialmediaradar.at/facebook* <01. 02. 2017>) und 1,18 Milliarden täglichen Nutzer*innen weltweit (vgl. *http://newsroom.fb.com/company-info/* <01. 02. 2017>). Der Microbloggingdienst *Twitter*, zum Vergleich, hat aktuell geschätzt (offizielle Zahlen sind nicht zugänglich) ca. 148.000 Nutzer*innen in Österreich (Quelle: *https://de.statista.com/statistik/daten/studie/296135/umfrage/twitter-nutzer-in-oesterreich/*) und ca. 317 Millionen registrierte Nutzer*innen weltweit (*https://www.statista.com/statistics/282087/number-of-monthly-active-twitter-users/* <01. 02. 2017>).

4 FPÖ-Obmann Hans-Christian Strache ist mit 527.423 Facebook-Followern einer der erfolgreichsten europäischen Politiker in sozialen Netzwerken, deutlich vor Bundeskanzler Christian Kern mit zurzeit 143.829 Followern (Stand 01. 02. 2017).

Wer sind die typischen Follower rechtspopulistischer Parteien auf *Facebook*? Wie eine britische Studie aus dem Jahr 2011 (neuere Studien liegen nicht vor) zeigt, die dies europaweit (und auch in Österreich) genauer untersucht hat, sind es vor allem junge, durchaus gebildete Männer, die sich den entsprechenden Gruppen anschließen (europaweit durchschnittlich 30 % Studierende). Übrigens tun sie das nach eigenen Angaben nicht aus wirtschaftlicher Angst oder Protest gegenüber den etablierten Parteien, sondern vor allem, weil sie in den Migrationsbewegungen und insbesondere in der sog. ›Islamisierung‹ eine Bedrohung für das sehen, was sie als ›nationale Kultur‹ ansehen (vgl. Bartlett, Birdwell et al. 2011). Die geläufige These, dass es vor allem Modernisierungs- und Globalisierungsverlierer sind, die sich den rechtspopulistischen Bewegungen anschließen, ist also zu überdenken.

Dass wir soziale Netzwerke fokussieren, ist schließlich auch dadurch begründet, dass sich im letzten Jahrzehnt generell ein Wandel in der Konstitution sozialer Bewegungen und politischer Gemeinschaften vollzogen hat, in denen die mediale Vernetzung zunehmend zentral wird (vgl. Ertl 2015; Kneuer und Richter 2015). Gerade die rechtspopulistischen Bewegungen haben dies sehr früh verstanden und produktiv zu nutzen gelernt. Insbesondere haben sie verstanden, wie man soziale Netzwerke erfolgreich einsetzt: durch Verwendung von multimodalen Elementen (Fotos, grafisch aufbereitete Texte, Videos), interaktiven Reizen (Nachrichten, die zur Reaktion animieren) und durch Intermedialität, also die Verbindung von sozialen Netzwerken mit anderen Plattformen (*Twitter*, *YouTube*, *Instagram*) sowie mit sog. ›Real-Life-Ereignissen‹ (wie z. B. *Flashmobs*, d. h. über soziale Medien organisierte und später in diesen verarbeitete öffentliche Aktionen – eine Protesttechnik, auf die insbesondere die *Identitäre Bewegung* sehr intensiv zurückgreift).

Für den Erfolg solcher neomedialer Protestdiskurse ist aber nach wie vor von großer Bedeutung, dass die klassischen Medien – insbesondere die Printmedien – über die in und durch soziale Netzwerke generierten Protestaktionen und -debatten sehr gerne berichten; das ist, wie die regelmäßigen Medienkommentaren in den sozialen Netzwerken zeigen, auch den dort aktiven Akteuren wichtig, nicht zuletzt als Positionierungsanker (vgl. bspw. Abbildung 6 auf der nächsten Seite). Die sog.

Abbildung 6: Mediale Textualisierungen

›neuen Medien‹ lösen also die klassischen Massenmedien nicht einfach ab, sie stehen vielmehr in einer komplexen Wechselwirkung mit ihnen, gerade auch im Bereich des Politischen (vgl. dazu Thimm et al. 2012; Elter 2010).

3 Soziale Netzwerke und/als ›politische (Un-)Kultur‹: medial konstituierte Zusammenhänge

Die klassischen Medien erfüllen diese Funktion offenbar sehr gerne. Über die sozialen Netzwerke und die dort angeblich grassierenden kommunikativen ›(Un-)Sitten‹ – eine angebliche ›Verrohung‹ der Kommunikationskultur bedingt durch den Schutz vorgeblicher Anonymität –, wird häufig berichtet. In der *Spiegel*-Ausgabe vom 1. Oktober 2016 wird *Facebook* als »Die Hass-Maschine« tituliert, auf der »alles möglich« sei (Fleischhauer 2016), ein ganzseitiger Artikel in der *taz* konstatiert im Februar 2016, *Facebook* mache aus »Wohlstandsbürgern ein Mob von Internet-Trollen« – und nebenbei gleich noch von Analphabeten: »je brausender der Furor, desto größer die Schwierigkeiten mit der deutschen Rechtschreibung« (Baumgärtel 2016). In der Schweizer *Sonntags-Zeitung* ist am 23. Oktober 2016 zu lesen: »Im Netz dominiert der Hass,

es verkommt zunehmend zum öffentlichen Pranger. Das geht, weil alle zuschauen – und hat zur Folge, dass die Verrohung normal wird«. Die Autorin fährt fort:

> Um so richtig ernüchtert zu sein, reicht eine Stunde. Eine Stunde surfen in den Kommentarspalten von Zeitungen, auf Blogs und den sozialen Medien. Wo man hinklickt: Schaum vor dem Mund. Gehässigkeit. Da wird gemault, genörgelt, gegiftelt. Kaum ein Beitrag würde als Leserbrief abgedruckt, zu bescheiden der Gehalt, zu dumpf. Aber im Netz gelten andere Regeln. Da mag man es, wenn die Wogen hochgehen, da mag man es ein bisschen gröber, denn gröber heisst: mehr Klicks. (Weber 2016)

Im *Kurier* stellt eine Autorin fest: »Der Hass im Netz eskaliert, die Postings werden immer schamloser«, und führt dies, selbst nicht gerade mit der feinen Klinge fechtend, wie folgt aus:

> Längst ist das kein Problem irrlichternder, rechter Randgruppen alleine mehr, sondern die Einstellung einer breiten Mitte, die ihren Zorn nicht an der Bassena oder am Wirtshaustisch rauskotzt, sondern in der Social-Media-Blase, in Blogs, Chats, Foren. (Kuhn 2016)

Auch für den *Falter* ist »Das Forum des Volkszorns […] vor allem das Internet«, spezifisch »Das prollige Facebook« (Dusini 2016).

Man ist sich also offenbar einig, dass der einstige Traum vom Internet als Arena des herrschaftsfreien Diskurses ausgeträumt ist, das Internet und speziell die sozialen Netzwerke scheinen nachhaltig kontaminiert. Dass durch solche Berichte vielfach die Aktivitäten der Gruppen, die man kritisiert, einer größeren Medienöffentlichkeit bekannt gemacht werden, man also die oben angesprochene wichtige Schnittstelle zwischen alten und neuen Medien herstellt (was die rechtspopulistischen Gruppierungen gerade erreichen wollen und was sie regelmäßig auch freut), ist bemerkenswert. Die Frage, die wir im Folgenden diskutieren wollen, ist aber eine andere: Was lässt sich aus Sicht der Sprach-, Diskurs- und Medienforschung zu all dem sagen? Stimmen die pessimistischen Befunde? Und wie äußern sich ethnophobische oder kulturalistische Diskurse in den sozialen Netzwerken?

4 Befunde aus der Forschung

Zunächst ist leider festzuhalten: Das Feld ist frappierend wenig erforscht. Zwar gibt es zahlreiche Studien zu sog. ›rassistischen Diskursen‹ bzw. zum ›Alltagsrassismus‹ generell und vor allem in den klassischen Massenmedien, zu den neuesten Entwicklungen liegen aber nicht sehr viele belastbare empirische Studien vor. Ob sich frühere Erkenntnisse ungefragt auf die aktuelle Situation übertragen lassen, ist fraglich, denn soweit zu sehen ist, haben sich die kommunikativen Praktiken deutlich geändert. Außerdem stellen zwar rechtspopulistische soziale Bewegungen wie die *Identitäre Bewegung* unserer Meinung nach eindeutig *Protestbewegungen* dar (vgl. zu den Definitionskriterien Schönberger und Sutter 2009; Johnston 2009), und zwar sehr interessante, da diese Gruppen aktiv traditionelle Protesttechniken und -symbole nutzen (nicht zuletzt solche, die bislang mit eher linken Bewegungen assoziiert waren), diese aber auch transformieren und mit neuen Techniken kombinieren. Allerdings werden diese Gruppen in der derzeit florierenden Protestforschung (vgl. für einen Überblick Fahlenbrach et al. 2016; Hill und Maxwell 2016) zumeist ignoriert, weil dort offenbar bevorzugt jene Protestbewegungen untersucht werden, mit denen die jeweiligen Forscher*innen selbst sympathisieren (etwa *Occupy Wallstreet*; vgl. Martín Rojo 2014a, welche sich auch explizit für eine bekenntnisorientierte Protestforschung ausspricht; vgl. Martín Rojo 2014b: 585). Auch in diesem Bereich finden sich also kaum Untersuchungen zum Thema.

Die Befunde, die wir im Folgenden präsentieren und diskutieren, beziehen sich somit nur selten auf die aktuelle Situation in Österreich, sondern entweder auf neomediale rechtspopulistische Diskurse in anderen Ländern oder aber auf frühere Zeiträume. Trotz dieser unbefriedigenden Lage glauben wir, unter Einbezug unserer eigenen Analysen ethnoseparatistischer Diskurse in sozialen Netzwerken[5], einige zumindest vorläufige Schlüsse auch für die derzeitige Situation in Österreich ziehen zu können.

5 Es handelt sich dabei insbesondere um Facebookposts und Tweets aus dem Umfeld der *Identitären Bewegung Österreich*.

Grundsätzlich lässt sich einigermaßen gesichert festhalten, dass das häufig in den Medien gezeichnete Bild, demzufolge die sozialen Netzwerke ein Ort seien, an dem vor allem Hetze betrieben wird (vgl. oben Abschnitt 3), der empirischen Überprüfung nicht standhält. Dass es diese dort gibt, und dass es sie in höchst bedenklicher Form gibt, steht außer Frage. Auch deuten neuere Untersuchungen darauf hin, dass wir es grundsätzlich mit einer gesteigerten Emotionalität in der Medienkommunikation zu tun haben.[6] Dabei ist jedoch immer auch zu bedenken, dass der Medienraum groß und höchst divers ist und ein Großteil der Kommunikation dort (auch in den sozialen Netzwerken) wohl relativ banal ist – und dadurch aber eben auch weniger auffällig und berichtenswert. Damit soll das Problem keinesfalls kleingeredet werden. Es soll aber daran erinnert werden, dass die Mediengeschichte und auch die Medienlinguistik oft genug der Versuchung erlegen sind, das Auffallende mit dem Typischen zu verwechseln, womit sie mehr der Verfestigung von Stereotypen als der Erkenntnisfindung gedient haben (vgl. für die Kommunikation in ›neuen Medien‹ bspw. Spitzmüller 2013, 2014).

Infrage stellen inzwischen einige Studien auch die Annahme, dass die hohe Emotionalität und Expressivität, die sich in den Postings häufig findet, mit der vorgeblichen Anonymität zu tun hat, die das Netz gewährt. Gerade in sozialen Netzwerken ist dies ja nicht wirklich der Fall. Auch wenn sich die Akteure Pseudonyme zulegen können, kann ihre Identität in der Regel relativ problemlos zurückverfolgt werden (und gerade auf *Facebook* postet ein großer Teil der Mitglieder mit Klarnamen). Schon frühe Studien zu rassistischen Äußerungen in computervermittelter Kommunikation haben darauf hingewiesen, dass diese auch in Gruppen vorkommen, deren Opponenten sich persönlich kennen (etwa in studentischen Diskussionsforen; vgl. Bomberger 2004) und vorgeschlagen, dass die teilweise expressiveren und aggressiveren Umgangsformen weniger mit Anonymität als mit den Konventionen der spezifischen Medienformate sowie mit fehlender visueller Unmittelbarkeit (Sichtbarkeit) zu tun haben (vgl. Derks et al. 2008). Eine aktuelle

6 Dies ist jedenfalls der Tenor der Beiträge des Symposiums »Mediale Emotionskultur(en)« im Rahmen des GAL-Kongresses 2016 in Koblenz.

soziologisch-wirtschaftswissenschaftliche Studie, die an der Universität Zürich durchgeführt wurde (vgl. Rost et al. 2016), bestärkt dies: Die Analyse einer großen Datenmenge sog. ›Shitstorm‹-Aktionen auf Online-Petitionsseiten hat gezeigt, dass Anonymität (jedenfalls dort) nicht mehr Aggressivität mit sich bringt. Im Gegenteil waren die nicht-anonymen Akteure deutlich aggressiver als die anonymen. Die Autor*innen schließen daraus, dass Anonymität kein wesentlicher Faktor für Aggressivität in der Online-Kommunikation ist. Treibende Kraft sei vielmehr

> the enforcement of social norms, be it, for example, the struggle for social justice by insulting greedy managers and politicians, or the angst about foreign infiltration by hate speeches against migrants. Norm enforcers punish actors of public interest who cause negative externalities for society or their sub-group by negative word-of-mouth. The technical conditions in social media, such as enhanced visibility and lowered sanctioning costs, have contributed to the expansion of bilateral and multilateral aggressive sanctions which can lead to firestorm-like patterns. Based on this theoretical conceptualization, we also underpinned that online anonymity does not promote online aggression in the context of online firestorms. There are no reasons for anonymity if people want to stand up for higher-order moral principles and if anonymity decreases the effectiveness of sanctions for norm enforcement. (Rost et al. 2016: 16–17)

Dafür spricht auch die Beobachtung, dass viele solcher sozialer Positionen häufig gemeinschaftlich, interaktiv, behauptet werden, die Akteure sich also gewissermaßen kollektiv ›in Rage‹ schreiben und sich dabei häufig auch in ihrer Expressivität zu überbieten versuchen, um zugleich sowohl als Mitglied der Gruppe und als Individuum ›sichtbar‹ zu werden. Gefühle werden, mit anderen Worten, nicht individuell, sondern kollektiv, gemeinschaftlich, produziert. Die Äußerung von Emotionen ist somit auch ein gemeinschaftliches Sich-Versichern der Gemeinschaftlichkeit.

Die von uns gesichteten Studien bestätigen weiterhin mehrheitlich auch unsere Beobachtung (vgl. oben Abschnitt 2.1), dass die Akteure des rechtspopulistischen Diskurses verstärkt Ausdrucksformen wählen, die

Abbildung 7: Projizierte Evaluation

gerade nicht eindeutig als explizit diskriminierend und insbesondere nicht als ›rassistisch‹ im biologistischen Sinn zu erkennen sind. Augoustinos und Every (2007: 125) sprechen in dem Zusammenhang von »discursive deracialization« und von »the use of liberal arguments for ›illiberal‹ ends« (vgl. auch Burke und Goodman 2012; Orrù 2014; grundsätzlich van Dijk 1992). Gerade in den sozialen Netzwerken werden außerdem Meinungen auch häufig in Form insinuativer Andeutungen postiert. So wird etwa ein Foto oder ein Artikel einfach nur mit der Anmerkung »Keine Worte« geteilt – oder tatsächlich ohne Kommentar (vgl. etwa Abbildung 7). Häufig werden dabei Dinge vergleichend einander gegenüber gestellt (›Österreich gestern und heute‹). Statt direkt eine Wertung auszudrücken, wird dabei an das Wissen und die Ideologie der Adressaten appelliert, die in Form von Kommentaren dann häufig gemeinschaftlich weiter gefestigt wird (vgl. dazu auch Wodak 2016: 32–38, die in dem Zusammenhang von einer »Strategie der kalkulierten Ambivalenz« spricht). Gerade Fotos und Filme, die beiden nach quantitativen Studien auf rechtspopulistischen sozialen Plattformen am häufigsten geposteten Inhalte (vgl. Bartlett und Krasodomski-Jones 2015: 8–9), eignen sich für eine solche Form der Kommunikation besonders gut.

Abbildung 8: Szientifizierung

5 Fazit

So unappetitlich und problematisch dezidiert rassistische Kommentare und die Verherrlichung des nationalsozialistischen Völkermords also sind: das eigentlich Charakteristische (und aus unserer Sicht Problematische) des aktuellen rechtspopulistischen Diskurses ist, dass er sehr viel subtiler vorgeht. Deswegen laufen Rassismus-Vorwürfe auch regelmäßig ins Leere: Die rechtspopulistischen Akteure können dies relativ leicht von sich weisen, da sie eine entsprechende Rhetorik in der Regel sehr sorgsam zu vermeiden suchen.

Statt dessen verweist man entweder auf sog. ›Fakten‹ (beliebt sind hierbei besonders aus dem Zusammenhang gerissene Statistiken; vgl. etwa Abbildung 8), auf persönliches und gehörtes Erleben (kleine All-

Abbildung 9: Vorwurfumkehr

tagsnarrative), auf die angebliche *communis opinio* (die von Zensur und sog. ›politischer Korrektheit‹ unterdrückt sei), auf Grundrechte wie Meinungsfreiheit (›das wird man doch noch sagen dürfen!‹), Versammlungsfreiheit, den sog. ›gesunden Menschenverstand‹ (der häufig einem als weltfremd bewerteten ›Intellektualismus‹ der sog. ›Eliten‹ gegenüber gestellt wird) und den Schutz kultureller und zivilisatorischer Errungenschaften (vgl. etwa Augoustinos und Every 2007; Burke und Goodman 2012; Wodak 2016). Häufig genug werden dabei die Vorwürfe auch umgekehrt: Die Kritiker rechtspopulistischer Argumentationen erscheinen so als diejenigen, die Meinungen unterdrücken, Bürger ausgrenzen, Kultur und Demokratie gefährden (sog. ›umgekehrte Diskriminierung‹; vgl. Abbildung 9) – der sog. ›umgekehrte Rassismus‹, dem sich manche Rechtspopulisten ausgesetzt zu glauben meinen, treibt diese Strategie auf die Spitze.

Die Konsequenz, so meinen wir, ist: Wer einen simplen Rassismusvorwurf erhebt, ist damit zumeist den Rechtspopulisten schon in die

Falle gegangen, da man gerade für diesen Vorwurf diskursiv ausgezeichnet gerüstet ist.[7] Statt dessen muss man die neuen Fahnenwörter des Rechtspopulismus kritisch hinterfragen und diskutieren: Was verstehen wir unter *Kultur*, *Gleichberechtigung*, *Redefreiheit*, *Geschichte*, *Identität*, *Pluralismus* usw.? Denn gerade diese Ausdrücke, von denen wir glauben, dass wir ihnen nicht widersprechen können, sind es, die in der Auslegung problematisch sind, um deren Deutung sich die eigentliche Debatte dreht, die einer gesellschaftlichen Aushandlung unterliegen. Wir müssen also sprachliche Formen diskutieren (und verteidigen), die wir bislang ausschließlich als ›die unseren‹ betrachtet haben.

Literatur

Augoustinos, Martha & Danielle Every. 2007. The language of "Race" and prejudice: A discourse of denial, reason, and liveral-practical politics. *Journal of Language and Social Psychology* 26(2). 123–141.

Barth, Christof & Hans-Jürgen Bucher. 2016. *Zwischen Hate-Speech und deliberativem Diskurs: Affektive Öffentlichkeiten und politische Kommunikation in den sozialen Medien*. Vortrag auf dem GAL-Kongress 2016, Koblenz. 29. September 2016.

Bartlett, Jamie, Jonathan Birdwell & Mark Littler. 2011. *"The rise of populism in Europe can be traced through online behaviour…": The new face of digital populism*. London: Demos. *http://www.demos.co.uk/files/Demos_OSIPOP_Book-web_03.pdf?1320601634* (Abruf 23. Oktober 2016).

Bartlett, Jamie & Alex Krasodomski-Jones. 2015. *Counter-speech: Examining content that challenges extremism online*. London: Demos. *http://www.demos.co.uk/wp-content/uploads/2015/10/Counter-speech.pdf* (Abruf 23. Oktober 2016).

Bartlett, Jamie & Richard Norrie. 2015. *Immigration on Twitter: Understanding public attitudes online*. London: Demos. *http://www.demos.co.uk/files/immigration_on_twitter.pdf?1428506056* (Abruf 23. Oktober 2016).

7 Ebenfalls in die Falle gegangen ist, wer sich auf eine Diskussion der angeblichen ›politischen Korrektheit‹ einlässt, denn der Ausdruck *politische Korrektheit* ist (wie *Rassismus*) ideologisch negativ aufgeladen, er dient (inzwischen; vgl. Wierlemann 2002) primär als *Stigmaphrasem*; daher wird das Konzept ›politische Korrektheit‹ in solchen Diskussion in aller Regel auch grotesk überzeichnet dargestellt.

Baumgärtel, Tilman. 2016. Kopf ab, Rübe runter. *taz* (16. Februar 2016). 13.

Bomberger, Ann M. 2004. Ranting about race: Crushed eggshells in computer-mediated communication. *Computers and Composition* 21. 197–216.

Brodnig, Ingrid & Vra Jourová. 2017. »Ein Wahrheitsministerium will ich nicht«. *Profil* 5 (30. Jänner 2017). 20–21.

Burke, Shani & Simon Goodman. 2012. 'Bring back Hitler's gas chambers': Asylum seeking, Nazis and Facebook – a discursive analysis. *Discourse & Society* 23(1). 19–33.

Chamberlain, Houston Stewart. 1899. *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts*. München: Bruckmann.

Darwin, Charles. 1859. *On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle for life*. London: John Murray.

Derks, Daantje, Agneta H. Fischer & Arjan E. R. Bos. 2008. The role of emotion in computer-mediated communication: A review. *Computers in Human Behavior* 24(3). 766–785.

van Dijk, Teun A. 1992. Discourse and the denial of racism. *Discourse & Society* 3(1). 87–118.

Dusini, Matthias. 2016. Sehnsucht nach Zugehörigkeit. *Falter* 6 (10. Februar 2016). 20.

Elter, Andreas. 2010. »Doch kein Wundermittel«: Wahlkämpfe und das Web 2.0. *Neue Soziale Bewegungen* 23(3). 64–71.

Erb, Sebastian, Tobias Krone, Quentin Lichtblau, Viktoria Morasch, Maria Rossbauer & Benno Stieber. 2015. Wie weit reicht die Empathie? Die Münchner bringen weiter Teddys, die Kanzlerin schaut freundlich. Im Erzgebirge fürchtet man sich. *taz* (19. September 2015). 17.

Ertl, Sarah. 2015. *Protest als Ereignis. Zur medialen Inszenierung von Bürgerpartizipation*. Bielefeld: Transcript.

Fahlenbrach, Kathrin, Martin Klimke & Joachim Scharloth (Hrsg.). 2016. *Protest cultures: A companion* (Protest, Culture & Society 17). New York & Oxford: Berghahn Books.

Firnkees, Niko. 2016. Hasstiraden und Vorurteile: Vertreter der Informationsstelle gegen Rechtsextremismus sprechen im Stadtrat. *Moosburger Zeitung* (19. Oktober 2016). 15.

Fleischhauer, Jan. 2016. Die Hass-Maschine. *Der Spiegel* 40 (1. Oktober 2016). 44.

Gardt, Andreas. 1999. *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland: Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin & New York: de Gruyter.

Gaugele, Jochen & Miguel Sanches. 2017. »Eine unglaubliche Verrohung«. *Berliner Morgenpost* 13 (14. Jänner 2017). 3.

Girnth, Heiko. 2015. *Sprache und Sprachverwendung in der Politik: Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation*. 2., überar. u. erw. Aufl. (Germanistische Arbeitshefte 39). Berlin & Boston: de Gruyter.

Glaser, Stefan. 2011. Rechtsextremismus online: Aktuelle Entwicklungen und Strategien zur Bekämpfung. *merz – medien + erziehung* 55(5). 10–17.

de Gobineau, Arthur. 1853–1855. *Essai sur l'inegalité des races humaines; L'inegalité des races humaines*. Paris: Firmin-Didot.

Hill, Mary Lynne & Judith Maxwell. 2016. *The language of protest*. London & New York: Routledge.

Hund, Wulf D. 2011. Rassismus. In Hans Jörg Sandkühler & Dagmar Borchers (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 3, 2191–2200. Hamburg: Meiner.

Johnston, Hank (Hrsg.). 2009. *Culture, Social Movements, and Protest*. Burlington & Aldershot: Ashgate.

Kneuer, Marianne & Saskia Richter. 2015. *Soziale Medien in Protestbewegungen. Neue Wege für Diskurs, Organisation und Empörung?* Frankfurt am Main: Campus.

Koller, Christian. 2009. *Rassismus* (UTB Profile 3246). Paderborn: Schöningh.

Krieger, Bernhard, Verena Grubmüller & Claudia Schäfer. 2014. Ethische Herausforderungen bei der sozialwissenschaftlichen Analyse von Social-Media-Inhalten. *SWS-Rundschau* 54(2). 201–216.

Kuhn, Gabriele. 2016. Wider die Wut. *Kurier* (12. Juni 2016). 19.

Lenzen, Manuela. 2003. *Evolutionstheorien in den Natur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M. & New York: Campus.

Linnaeus, Carolus. 1735. *Systema Naturæ*. Lugduni Batavorum: Theodorus Haak.

Lobenstein-Reichmann, Anja. 2008. *Houston Stewart Chamberlain: Zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse* (Studia Linguistica Germanica 95). Berlin & New York: de Gruyter.

Martín Rojo, Luisa (Hrsg.). 2014a. Occupy: The spatial dynamics of discourse in global protest movements. [Themenheft]. *Journal of Language and Politics* 13(4).

Martín Rojo, Luisa. 2014b. Occupy: The spatial dynamics of discourse in global protest movements. *Journal of Language and Politics* 13(4): *Occupy: The spatial dynamics of discourse in global protest movements*. 583–598.

Memmi, Albert. 1987 [1982]. *Rassismus* (Die kleine weiße Reihe 96). Frankfurt am Main: Athenäum Verlag.

Menkens, Sabine. 2017. »Sie sind eine arrogante Sau und ich der Metzger«. *Welt Online* (19. Jänner 2017). *https://www.welt.de/politik/deutschland/article161309465/Sie-sind-eine-arrogante-Sau-und-ich-der-Metzger.html* (Abruf 31. Jänner 2017).

Okyayuz, Mehmet. 2014. »Alte« und »neue« Formen des Rassismus. In Heidi Beutin, Wolfgang Beutin & Ulrich Praefke (Hrsg.), *Rassismus. Ursprung, Funktion, Bekämpfung* (Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte 65), 9–19. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Orrù, Paolo. 2014. Racist discourse on social networks: A discourse analysis of facebook posts in italy. *Rhesis. International Journal of Linguistics, Philology, and Literature* 5(1). 113–133.

Römer, Ruth. 1985. *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. München: Fink.

Rost, Katja, Lea Stahel & Bruno S. Frey. 2016. Digital social norm enforcement: Online firestorms in social media. *PLoS ONE* 11(6). 1–26. *http://dx.doi.org/10.1371%2Fjournal.pone.0155923* (Abruf 26. Februar 2017).

Schönberger, Klaus & Ove Sutter. 2009. Kommt herunter, reiht euch ein … Zur Form des Protesthandelns sozialer Bewegungen. In Klaus Schönberger & Ove Sutter (Hrsg.), *Kommt herunter, reiht euch ein! Kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen*, 7–29. Berlin & Hamburg: Assoziation A.

Schubert, Michael. 2003. *Der schwarze Fremde: Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre* (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte). Stuttgart: Steiner.

Spitzmüller, Jürgen. 2013. Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung. Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(3). 263–287.

Spitzmüller, Jürgen. 2014. Die dunkle Seite des Textes: ›Mündlichkeit‹ als Hilfskonzept der Text- und Medienlinguistik. In Elke Grundler & Carmen Spiegel (Hrsg.), *Konzeptionen des Mündlichen – wissenschaftliche Perspektiven und didaktische Konsequenzen* (Mündlichkeit 3), 32–46. Bern: hep-Verlag.

Thimm, Caja, Jessica Einspänner & Mark Dang-Anh. 2012. Politische Deliberation online – Twitter als Element des politischen Diskurses. In. *Mediatisierte Welten: Forschungsfelder und Beschreibungsansätze*. Friedrich Krotz & Andreas Hepp (Hrsg.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 283–305.

Vater, Heinz. 2000. Begriff statt Wort – ein terminologischer Wirrwarr. *Sprachreport* 16(4). 10–13.

Weber, Bettina. 2016. Und immer feste drauf, ist doch geil. *SonntagsZeitung* (23. Oktober 2016). 51.

Wierlemann, Sabine. 2002. *Political Correctness in den USA und in Deutschland* (Philologische Studien und Quellen 175). Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Wodak, Ruth. 2016. *Politik mit der Angst: Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien & Hamburg: Edition Konturen.

ZARA. 2017. *Racism report 2016: Individual case report about racist attacks and structures in Austria*. Wien: ZARA. *http://www.zara.or.at/_wp/wp-content/uploads/2017/03/ZARA_Rassismus_Report_2016_web_fin.pdf* (Abruf 21. März 2017).

ÖVP und SPÖ – Parteien der Mitte?

Eine framesemantische Diskursanalyse zum (öffentlichen) Sprachgebrauch österreichischer Regierungspolitiker*innen

Christian Kratzert[*]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): 27–46

Abstract

The aim of this paper is to examine the language use of the political centre parties in Austria from a theoretical stance by applying frame semantics to discourse analysis. The motivation for this research arises from the current and ongoing phenomenon which is heavily discussed in media on whether the Austrian centre parties are converging to right-wing populism. Hence, the focus lies on public language use of political actors which are members of the present governing parties ÖVP and SPÖ. The data basis is constituted of press interviews and press reports which were published on the online platforms of two well-known Austrian daily newspapers. The data material deals with the discursive frame‚ integration' in order to expose if the right-wing framing of the centre parties can be proven empirically.

Schlüsselwörter: Diskursanalyse, Kognitionslinguistik, Frame-Theorie, Frame-Semantik, Politisches Framing

* [*] Christian Kratzert, Universität Wien, c.kratzert@gmx.at

1 Ausgangslage und Fragestellung

Den Anstoß für die Konzeption dieses Beitrags gab eine Analyse des Politikwissenschaftlers Christoph Hofinger, die unter dem Titel *Der Kampf um die Mitte* am 25.05.2016 im *Falter* publiziert wurde. Hofinger (2016) unterstellt den beiden österreichischen Regierungsparteien (Stand 2016) ÖVP (Österreichische Volkspartei) und SPÖ (Sozialdemokratische Partei Österreichs), sie würden mit ihrer aktuellen Politik dazu beitragen, »dass fast nur noch die FPÖ-Perspektive auf die Lage der Nation sichtbar ist«. Sie haben dabei »in ihrer Wortwahl jene Diagnosen und Zielsetzungen aufs Tapet gebracht, die nicht ihrem eigenen sozialdemokratischen oder christlich-sozialen Wertekanon entsprechen, sondern dem von rechtsaußen«. Dies sei insofern problematisch, als es sich bei einem großen Teil der österreichischen Bevölkerung um sogenannte *Value Shifters* handle, die aus unterschiedlichen Perspektiven auf das gleiche (politische) Thema blickten und ihre Haltung zu ein und derselben Sache wechseln würden, je nachdem wie darüber gesprochen werde. Dieser Umstand sei mitunter ausschlaggebend dafür, dass die FPÖ (Freiheitliche Partei Österreichs) mittlerweile enorme Mehrheiten auf ihrer Seite habe, da die politische Mitte keine Ambitionen mehr zeige, ihre Werte bei den *Value Shifters* zu stärken.

Auf der Grundlage dieses Befunds argumentiert Hofinger im Folgenden, dass politische Sprache über *Frames* funktioniere, »durch ein in Worte gegossenes Weltbild«, und dass das, was die österreichische Bevölkerung wieder und wieder von den Regierungspolitiker*innen hören würde, »freiheitliche Frames« wären. Dieser Rückgriff Hofingers auf die *Frame-Theorie* liefert den Anschlusspunkt für die vorliegende Untersuchung, handelt es sich bei politischem *Framing* doch um ein genuin sprachwissenschaftliches Konzept.

Es soll hier deshalb aus diskurslinguistischer Perspektive unter Anwendung eines framesemantischen Verfahrens der Sprachgebrauch der politischen Mitte in Österreich beleuchtet werden. Für diese Zwecke wurde Datenmaterial zum Diskurs-Frame ›Integration‹ untersucht, denn als »Lehrbuchbeispiel für desaströses Framing« bringt Hofinger in seiner Analyse eine politische Forderung, die gleich drei namhafte Zentrumspolitiker*innen im

vergangenen Jahr geliefert hätten: ›Strafen für Integrationsverweigerer‹. Der Ausdruck *Verweigerer* sei zugleich Diagnose und moralische Wertung, mit der sich die handelnden Akteure klar im Wertekanon der FPÖ bewegen würden. Mit dem Fokus auf den Integrationsdiskurs konnte im Folgenden also festgestellt werden, ob sich das ›freiheitliche Framing‹ der Zentrumspolitiker*innen tatsächlich empirisch nachweisen lässt. Was dabei tatsächlich im Detail unter ›freiheitlichem Framing‹ verstanden werden kann, bedürfte selbst einer diskursanalytischen Untersuchung und muss im Rahmen dieses Beitrags (in Bezug auf den Integrationsdiskurs) mit Verweis auf den rechtspopulistischen Wertekatalog der FPÖ vorausgesetzt werden.[1]

Bevor nun die Grundlagen der Frame-Theorie und ihre Anknüpfungspunkte an die Diskursanalyse erläutert sowie im Anschluss daran die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt werden sollen, lassen sich zunächst folgende Fragestellungen formulieren, die den Leitfaden für diesen Beitrag konstituieren:

1. Können framesemantische Modellierungen in produktiver Weise diskursanalytisch verwertet werden, wenn es um mediale Repräsentationen politischer Diskurse geht?
2. Lässt sich den österreichischen Zentrums- bzw. Regierungspolitiker*innen, die derzeit im Amt sind, tatsächlich nachweisen, dass sie sich hinsichtlich ihres Sprachgebrauchs mittlerweile vermehrt im rechtspopulistischen Wertekanon bewegen, zumindest in einem Ausmaß, wie es ihre christlich-soziale bzw. sozialdemokratische Gesinnung jedenfalls nicht vermuten ließe?
3. Was lässt sich in diesem Zusammenhang zum Integrationsdiskurs im Speziellen herausarbeiten?

1 Vgl. hierzu etwa das ›Handbuch freiheitlicher Politik‹ (*https://www.fpoe.at/themen/handbuch-freiheitlicher-politik/* <02. 04. 2017>).

2 Grundlagen der Frame-Theorie

Der Terminus *Frame* wurde von Marvin Minsky (1975) innerhalb der Künstliche-Intelligenz-Forschung geprägt und beinah zeitgleich von Charles Fillmore (1975, 1976, 1982) in die (Kognitions-)Linguistik eingeführt (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 92). Ein Frame erklärt,

> wie es möglich ist, auf der schmalen Basis gegebener (Sinnes-)Daten eine äußerst detailreiche und in sich differenzierte ›Veranschaulichung‹ des Gesamtsettings zu haben. Die Datenbasis mag dabei aus einer Menge sprachlich vermittelter Informationen bestehen. Nach Minsky werden aber ebenso visuell oder auditiv gegebene Sinnesdaten durch Frames mit Informationen angereichert. (Ziem 2006: 2)

Bei Ziem (2006: 2) dient das Szenario einer Geburtstagsfeier als anschauliches Beispiel: Gäste, Geschenke und Kerzen, die ausgeblasen werden, genügen als spärliche Angaben oder Eindrücke (unabhängig davon, ob sie auditiv, visuell oder schriftlich vermittelt werden), um sich eine (in westlichen Kulturkreisen) übliche Geburtstagsfeier vorstellen zu können und zwar deutlich komplexer und detailreicher, als die gegebenen Informationen zunächst vermuten lassen.

Frames können somit als Hypothesen begriffen werden, die man aufstellt, um das unterspezifiziert vermittelte Wissen ›aufzufüllen‹. Wenn man also davon ausgeht, »dass verstehensrelevantes Wissen kognitiv strukturiert ist, können ›Frames‹ als Instrumente der Beschreibung komplexer semantischer Relationen sehr nützlich sein« (Spitzmüller und Warnke 2011: 190), denn »sie betten Sinnesdaten in einen kognitiv konstruierten Kontext ein« (Ziem 2006: 2). Dieser Kontext ist als Strukturzusammenhang kognitiv abrufbar, was stereotypes (Erfahrungs-)Wissen konstituiert – Wissen über den Ablauf einer Geburtstagsfeier ebenso wie etwa über das Aussehen und den Verwendungszweck einer Kerze (vgl. Ziem 2006: 2).

Essentiell in diesem Zusammenhang ist, dass es keine unabhängigen oder isolierten Frames geben kann, sondern nur Frame-Netzwerke, also syste-

matische Wissensstrukturen. Der Frame ›Geburtstagsfeier‹ setzt sich aus Wissenselementen (z.B.: Was gehört zur Feier? Wer nimmt daran teil? Wie läuft sie ab?) zusammen, die selbst wiederum Frames bilden. Übergeordnete Frames determinieren untergeordnete dabei insofern, als sie festlegen, welche Informationen dem jeweiligen *Sub-Frame* inhärent sein können. Was hat es mit einem (Geburtstags-)Geschenk auf sich? Wer beschenkt wen womit (vgl. Ziem 2006: 2-3)?

Der Frame als strukturiertes Ganzes umfasst demnach mögliche Leerstellen (*Slots*), die ein übergeordneter Frame bestimmt, und konkrete Daten (*Fillers*), mit denen die Leerstellen gefüllt werden können:

> Die Grundidee Minskys besteht demzufolge darin, dass Frames kulturspezifisch fixierte, aber prinzipiell variable Wissensstrukturen auf verschiedenen Abstraktionsstufen darstellen, denen unterspezifizierte Daten der Sinneswahrnehmung gleichsam unterliegen und epistemisch anreichern. Je niedriger der Abstraktionsgrad einer Informationseinheit in einem Frame ist, desto eher müssen die Leerstellen eines Frames mit konkreten Daten (Fillers) gefüllt sein und können nicht vorausgesetzt werden. Und umgekehrt gilt: Je abstrakter der Informationsgehalt, desto eher kann dieser gleichsam als Standardwert (Default-Value) präsupponiert werden. (Ziem 2006: 3)

Es soll nun näher auf die drei wesentlichen Strukturelemente eines Frames und ihre Beziehung zueinander eingegangen werden. Diese sind also:

(1) Slots, also konzeptuelle Leerstellen, die in Gestalt von sinnvoll zu stellenden Fragen identifiziert werden können.

(2) Fillers, das sind Füllelemente dieser Slots, die der Menge der in der gegebenen Datenbasis enthaltenen Informationseinheiten (das Gesagte, das Gesehene, das Gehörte) entsprechen.

(3) Default-Werte, das sind vorausgesetzte und prototypisch erwartbare Füllelemente der Slots. Obwohl sie in der gegebenen Datenbasis nicht auftreten, sind sie verstehensrelevant. Jeder Filler/Default-Wert bildet dabei selbst wiederum einen Frame, so dass Frames insgesamt eher in einer netzwerkartigen als in einer hierarchischen Struktur verbunden sind. (Ziem 2006: 4)

Am Beispiel des Frames ›Geburtstagsfeier‹ wurde bereits gezeigt, inwiefern sich die Leerstellen eines Frames durch gezieltes Fragen ermitteln lassen. Eine wesentliche kognitive Kompetenz besteht darin, »auf der Basis gegebener Informationen einen adäquaten Fragenkatalog zu erstellen« und in diesem Zusammenhang »sinnvolle von nicht sinnvollen Fragen kategorial unterscheiden […] zu können« (Ziem 2006: 3). Wenn eine solche sinnvolle Frage durch die gegebene Datenmenge nicht beantwortet wird, also ein Slot (vorläufig) nicht mit konkreten Werten (Fillers) besetzt werden kann, werden die vorausgesetzten Default-Werte abgerufen, »da aufgrund unseres Erfahrungswissens […] nicht alle Leerstellen [ständig] besetzt werden müssen« (Spitzmüller und Warnke 2011: 93).

Fillmore (1982) bringt diese frametheoretischen Grundannahmen in die linguistische Semantik-Forschung ein, indem er sich der Frage nach s*emantischen Frames* und deren Verknüpfung untereinander widmet. Er geht davon aus, dass Frames zwei wesentliche Funktionen erfüllen:

> Einerseits dienen sie als ein analytisches Instrument zur Bestimmung von Bedeutungsangaben; andererseits kommt ihnen aber auch der Status kognitiver Entitäten [...] zu, die in Sprachverstehensprozessen als ein Format zur Wissensrepräsentation und -organisation wirksam werden. Wie gliedert sich aber ein solches System von Konzepten? Jedes – in Sätzen, in Texten – auftretende Wort (Filler) evoziert einen Frame, und jeder dieser Frames ist [...] mit Standardangaben (Default-Werten) ausgestattet, die wiederum Frames bilden. (Ziem 2006: 5)

Folglich versteht auch Fillmore, ähnlich wie Minsky, Frames »in ihrem paradigmatischen Beziehungsgefüge zu über- und untergeordneten Frames« (Ziem 2006: 5) und schreibt ihnen jeweils unterschiedlichen Abstraktionsgrad zu. Demnach verfügen Sprecher nicht nur über konzeptgebundenes Wissen, das etwa an konkrete Lexeme geknüpft ist, sondern sie verarbeiten auch komplexe Konzepte (Handlungszusammenhänge wie ›Geburtstagsfeier‹), weil sie weniger abstrakte Frames (›Geschenke‹, ›Kerzen‹) in einen übergeordneten Zusammenhang einordnen. Folgt man dieser Logik, »befindet sich auf der höchsten Abstraktionsstufe (meist kaum bewusstes) Konzeptwissen über diskursive Zusammenhänge« (Ziem 2006: 5), was zum theore-

tischen Kern des vorliegenden Beitrags hinführt. Bevor jedoch der Zusammenhang von Frames und Diskursen beleuchtet werden soll, stellt sich zunächst vor allem in Hinblick auf die empirische Untersuchung die Frage, inwiefern nun sprachliche Einheiten Slots eröffnen und wie sich diese bestimmen lassen.

Grundlegendes diesbezüglich liefert Klaus-Peter Konerding (1993), der eine umfassende linguistische Frame-Theorie entwickelt hat und dessen Ausgangspunkt dafür in der Annahme liegt, »dass ein sprachlicher Zugang zu konzeptgebundenem Wissen nur über Prädikationen möglich ist, wie sie in einer Sprachgemeinschaft gebräuchlich sind« (Ziem 2006: 6). *Prädikationen* sind Aussagen, die einen Frame charakterisieren und die Konerding in Form von Fragen (z.B.: Welche Akteure nehmen an einer Geburtstagsfeier teil? Wie lange dauert eine solche Feier?) formuliert (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 94). »Das Potential dieser Prädikationen entspricht der Menge von Slots, die eine sprachliche Einheit aufweist. Frames repräsentieren folglich das Potential kommunikativ sinnvoller Kontextualisierungsmöglichkeiten eines Konzeptes« (Ziem 2006: 6). Prädikationen bestimmen also die Leerstellen eines Frames, die auch für die Analyse kognitiver Wissensstrukturen interessant sind.

Konerdings Kern-These bilden die sogenannten *Matrixframes*, die das Konzeptwissen auf der höchsten Abstraktionsstufe eines Frame-Systems umfassen und die er mithilfe von *Hyperonymreduktion*, also über die Reduktion von Begriffen auf ihre Oberbegriffe (*Geburtstagsfeier -> Feier -> Ereignis*) ermittelt (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 94).

Matrixframes bilden nach Konerding die Basis für die Konstituierung des Frames eines jeden beliebigen nominalen Lexikoneintrages und vererben die mit ihnen verbundenen Prädikationen an die jeweiligen Sub-Frames. Auf diese Weise ergeben sich zwölf Kategorien wie z.B. Ereignis, Handlung, Zustand/Eigenschaft, die lexikologisch betrachtet den Status oberster Hyperonyme haben (vgl. Ziem 2006: 6).

3 Frames und Diskurse

> Wenn man Diskurs als sprachliche Manifestation kollektiven Wissens auffasst und die Diskursanalyse an neuere linguistische Ansätze anbinden will, dann bietet es sich an, Theorien und Methoden der Kognitiven Semantik bzw. Kognitiven Linguistik, die die mentale Repräsentation von Wissen untersucht, diskurslinguistisch zu operationalisieren. (Spitzmüller und Warnke 2011: 92)

Zunächst stellt sich also die Frage, inwiefern die bisher dargestellten frametheoretischen bzw. kognitionslinguistischen Grundlagen Minksys, Fillmores und Konerdings innerhalb der modernen Diskurslinguistik gewinnbringend zur Anwendung gebracht werden können. Insbesondere Konerdings (1993) lexikologische Ansätze erweisen sich hier als wegweisend, wirft man einen eingehenden Blick auf seine theoretische Auseinandersetzung mit Default-Werten.[2]

Darunter versteht er »durchschnittlich erwartbare Wissenselemente eines bestimmten Prädikationstyps [...], [die] zu einer bestimmten Zeit zum kollektiv geteilten Wissen in einer Sprachgemeinschaft gehören« (Ziem 2006: 7). Folglich entspricht die Menge der Default-Werte, die mit einer sprachlichen Einheit verbunden sind, »dem semantischen Potential, auf das ein Sprachteilnehmer zugreifen kann, um konzeptuelle Leerstellen der entsprechenden Einheit zu schließen« (Ziem 2006: 7).

Default-Werte weisen dabei unterschiedliche ›Stabilität‹ auf. Wenn sie relativ stabile Wissenseinheiten bilden, sind sie stark im gesellschaftlichen Denken und kulturellen Selbstverständnis verankert und nur schwer hinterfragbar (vgl. Ziem 2006: 7). Für eine linguistische Diskursanalyse sind jedoch meist variablere Wissenseinheiten von Bedeutung:

> Hier geht es um diskursive Modellierungen eines thematisch festgelegten Gegenstandsbereiches innerhalb eines bestimmten Zeitraumes. Gleichsam ablesbar sind diese Modellierungen an Semantisierungsprozessen. Innerhalb eines Diskurses werden Begriffe semantisch aufgeladen oder ›besetzt‹.

2 So hat Konerding (2005, 2007, 2008) seine lexikologische Frame-Theorie inzwischen auch selbst diskurslinguistisch spezifiziert, was für den vorliegenden Beitrag aber nicht berücksichtigt werden kann.

> […] Hier finden also Reorganisationen semantischen Wissens statt, die sich frameanalytisch nun präziser beschreiben lassen als Verfestigungen neuer Default-Werte: Im selben Prädikationstyp wird nunmehr standardmäßig ein anderer Wert instantiiert. (Ziem 2006: 7)

Interessiert man sich also für die Reorganisationen semantischen Wissens, für die Verfestigung von Default-Werten im frametheoretischen Sinne, so stellt sich heraus, dass eine diskursanalytische Perspektive unerlässlich ist. Daraus ergibt sich auch die theoretische Relevanz der Frame-Semantik für die vorliegende diskurslinguistische Untersuchung, stehen doch auch hier die prototypischen Strukturen eines Diskurs-Frames im Fokus.

4 Diskurs-Frame ›Integration‹: Untersuchungsdesign und Ergebnisse

Wie eingangs erläutert, ist es das erklärte Ziel des vorliegenden Beitrags, den Diskurs-Frame ›Integration‹ in Hinblick auf das Framing der gegenwärtig aktiven österreichischen Zentrumspolitiker*innen zu untersuchen. Im Fokus steht also der (öffentliche) Sprachgebrauch politischer Akteure, die den beiden derzeitigen Regierungsparteien ÖVP und SPÖ (Stand 2016) angehören. Die Datenbasis konstituiert sich aus Presseinterviews und Zeitungsberichten, die auf den Online-Portalen der beiden österreichischer Tageszeitungen *derStandard* und *Kronenzeitung* veröffentlicht wurden. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war vor allem die Überlegung, dass bei der Auswertung eines ›Qualitätsblattes‹ und einer Boulevardzeitung, eine möglichst breite Basis an Äußerungen zum Thema berücksichtigt werden kann. So wurden 15 Zeitungsartikel der *Kronenzeitung* und 20 des *Standards*, die das Schlüsselwort *Integration* enthielten, zwischen Jänner und Anfang August 2016 veröffentlicht wurden und zugleich einige Bedingungen erfüllten, detailliert ausgewertet. Bedingung war, (1) dass die Artikel konkret Integrationsthemen gewidmet waren, der Begriff also nicht mehr oder weniger zufällig oder in einer anderen (nicht-politischen) Bedeutung verwendet wurde, (2) dass die relevanten zitierten bzw. wiedergegebenen

Aussagen dezidiert von ÖVP- und/oder SPÖ-Politiker*innen bzw. im ›Namen der Regierung‹ getätigt wurden, (3) dass die jeweiligen Akteure zum Zeitpunkt der Äußerung einen gewissen ›Öffentlichkeitsstatus‹ aufwiesen, Aussagen von verhältnismäßig unbekannten Lokal-Politiker*innen wurden deshalb nicht berücksichtigt. Zudem wurde auf ein annähernd ausgewogenes Verhältnis zwischen ÖVP- und SPÖ-Politiker*innen geachtet, um dem Untersuchungsfokus auf politische Akteure der Mitte gerecht zu werden bzw. um die bestehende Regierungskoalition ausgewogen abzubilden.

Die empirische Untersuchung stützt sich auf die bisher dargestellten theoretischen Grundlagen und folgt auf diese Weise einem korpusbasierten Verfahren, das Ziem (2006) unter Rückgriff auf Konerding (1993, 2005) vorstellt. Zwei korpuslinguistische Untersuchungansätze zur Bestimmung prototypischer Frame-Strukturen kommen dabei zur Anwendung:

> (1) Einmal kann die Auftretenshäufigkeit von Fillers untersucht werden. Ihr quantitatives Vorkommen lässt sich dann in einem Radiusmodell graphisch darstellen. (2) Aber auch Slots unterscheiden sich hinsichtlich ihres Grades an Zentralität innerhalb eines Frames. So mögen in einem Diskurs bestimmte Frageaspekte (Slots) gar nicht oder nur marginal thematisiert werden, andere hingegen stehen im Zentrum der diskursiven Verhandlung. (Ziem 2006: 8)

Sowohl die Modellierung zur Auftretenshäufigkeit von Fillers, wie auch die Modellierung zur prototypischen Slot-Struktur, sollen die diskursiven Strukturen semantischen Wissens aufzeigen, die sich in Bezug auf den Frame ›Integration‹ im politischen Diskurs herausarbeiten lassen. Die beiden Modelle unterscheiden sich dabei im Abstraktionsgrad: Während im Filler-Modell konkrete Wissenselemente abgebildet werden, die je nach Auftretenshäufigkeit potenzielle Default-Werte darstellen (also höhere kognitive Salienz aufweisen), kann über die (abstraktere) Organisation der Slot-Struktur verdeutlicht werden, welche Wissensaspekte die größere Rolle im Diskurs spielen (vgl. Ziem 2006: 8-9).

Vereinfacht dargelegt: Einerseits wird die Auftretenshäufigkeit der jeweiligen Fillers untersucht, um idealerweise Einschätzungen bezüglich potenzieller Default-Werte abgeben zu können, zum anderen wird das

Korpus daraufhin untersucht, welche Slots im Textkorpus wie oft mit Wissenselementen (Fillers) besetzt werden.

Zunächst stellt sich aber die Frage, welche Leerstellen der Diskurs-Frame ›Integration‹ überhaupt eröffnet. Diesbezüglich soll unter Rückgriff auf Konerdings Konzept der Prädikationstypen in einem ersten Schritt die Zuordnung zum passenden Frametyp/Matrixframe erfolgen. Wie im theoretischen Teil dargestellt, erfolgt dies per Hyperonym-Reduktion, wodurch sich im Allgemeinen zwölf verschiedene Frametypen ergeben (u.a. etwa ›Gegenstand‹, ›Person/Aktant‹, ›Institution‹, ›Ereignis‹, ›Handlung‹, ›Zustand‹) (vgl. Konerding 1993: 181-200). Bezüglich ›Integration‹ stellt die Zuordnung keine große Herausforderung dar, wie ein Blick in den Duden (2016) in diesem Zusammenhang deutlich macht: »1. (bildungssprachl.) (Wieder-)herstellung einer Einheit […]; 2. (bildungssprachl.) Einbeziehung, Eingliederung in ein größeres Ganzes; 3. (Soziologie) Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit; 4. (Mathematik) Berechnung eines Integrals«. Jede der vier angeführten Bedeutungen im Duden stellt einen Vorgang dar, es handelt sich bei ›Integration‹ also ohne Zweifel um den Frametyp ›Handlung‹.

Für den Frametyp ›Handlung‹ liefert Konerding (1993: 440-444) folgendes Prädikatorenschema (Slot-Gefüge):

Prädikatoren zur Charakterisierung.....
...von Motiven für die Handlung (Verpflichtung, Trieb, Lust, Wunsch etc.)
...von Zielen der Handlung
...der übergeordneten Zusammenhänge, in denen die Handlung eine Rolle spielt
...der wesentlichen Phasen/Zustände, die die Handlung aufweist
...der besonders charakteristischen Phasen der Handlung
...der Dauer der Handlung und ihrer charakteristischen Phasen
...der Mitspieler/Interaktionspartner in der Handlung
...der Rollen der Mitspieler/Interaktionspartner in der Handlung
...der Eigenschaften und Zustände, die die Mitspieler/Interaktionspartner in der Handlung aufweisen
...der Mittel, Strategien, Taktiken, die der Handelnde benutzt

> ...der Fähigkeiten, über die der Handelnde verfügen muss
> ...wesentlicher Fehler und ihrer Folgen/Auswirkungen, die der Handelnde beim Vollzug der Handlung machen/verursachen kann
> ...der Möglichkeit der Korrektur durch den Handelnden bei Misserfolg der Handlung
> ...der typischen Folgen der Handlung für den Aktanten und die Mitspieler der Handlung
> ...der typischen Handlungen/Ereignissen oder ihrer Phasen, mit denen sich die Handlung überschneidet
> ...von ähnlichen Handlungen, den Unterschieden zu diesen Handlungen und von allgemeinen Kategorien, in die die Handlung fällt

Dieses Prädikatorenschema liefert als Slot-Gefüge des Frametyps ›Handlung‹ die Grundlage für die framesemantischen Modellierungen. Unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen der vorliegenden Untersuchung wird hier allerdings auch deutlich, dass das skizzierte Schema in diesem Umfang nicht vernünftig anwendbar ist. Konerding bietet diesbezüglich jedoch selbst Hilfestellung, indem er eine schrittweise Reduzierung der Matrixframes auf *Minimalframes* vorschlägt:

> Die Fragen der Matrixframes werden über Paraphrase, epistemische Gewichtung und Auswahl reduziert. Somit werden zunächst gekürzte Versionen der Matrixframes verfügbar. […] Die Kurzversionen werden schließlich in einem zweiten Schritt vermittels der gleichen Methoden auf die gesuchten Minimalframes reduziert. (Konerding 1993: 234)

Die Reduktion auf Minimalframes, die im Folgenden als ›Slot-Klassen bezeichnet werden, ermöglicht nun eine framesemantische Analyse im ›kleinen Rahmen‹, wobei die Distribution der einzelnen Slots zwar nicht mehr bis ins Detail analysiert werden kann, sich aber dennoch Tendenzen ableiten lassen, die dem Umfang der vorliegenden Untersuchung entsprechend erkenntnisreich sind.

Die reduzierten Slot-Klassen in Anwendung auf den Diskurs-Frame ›Integration‹ sind:

1. Motive und Voraussetzungen für Integration, Ziele der Integration

2. Übergeordnete (funktionale) Zusammenhänge, in denen Integration eine Rolle spielt
3. Phasen (Dauer)/Zustände der Integration
4. Mitspieler/Interaktionspartner in Bezug auf Integration und ihre Rollen/Eigenschaften/Fähigkeiten/Mittel
5. (Handlungen ähnlicher Art, Unterschiede zu diesen Handlungen und allgemeine Kategorien, in die die Handlung fällt)

In der Auswertung der Daten wurde zunächst Artikel für Artikel auf die vorkommenden Fillers untersucht und diese jeweils den passenden Slot-Klassen zugeordnet. Dabei trafen einzelne Fillers auch auf mehrere unterschiedliche Slot-Klassen zu, was sich jedoch nicht auf die Auftretenshäufigkeit der Fillers auswirkte, da in dieser Hinsicht jeder Filler nur einmal gezählt wurde. Die Zuordnung der Fillers war nicht immer ganz einfach und eindeutig vorzunehmen, ein gewisser interpretativer Spielraum konnte im Einzelfall nicht vermieden werden. Hier ließe sich in einer detaillierteren Studie möglicherweise genauer arbeiten.

4.1 Auftretenshäufigkeit von Fillers

Wie oben dargelegt, können die Untersuchungsergebnisse in Form von Radiusmodellen visualisiert werden, wodurch sich die jeweiligen Diskursstrukturen in anschaulicher Weise darstellen lassen. Dies scheint vor allem bei größeren Korpora sinnvoll, bietet sich aber auch für die vorliegende Untersuchung an. Für die Visualisierung wurden die im Korpus nachgewiesenen Fillers nach Auftretenshäufigkeit geordnet, durchnummeriert und im Anschluss dementsprechend angeordnet, wie in Abbildung 1 zu erkennen ist.

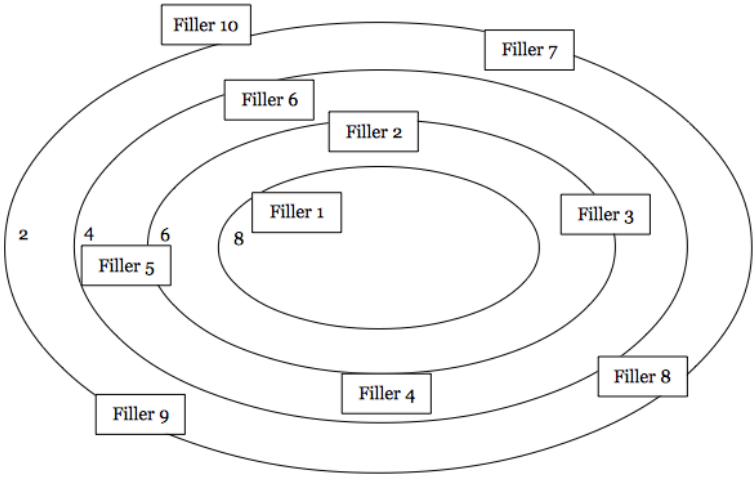


Abbildung 1: Auftretenshäufigkeit von Fillers

Legende:

Filler 1: Integrations(un)willigkeit/Integrationsverweigerung (und damit verbundene Sanktionen) (9x)
Filler 2: Budget für Integration/Kostenhöhe (7x)
Filler 3: (rasche) Integration in den Arbeitsmarkt (als Herausforderung) (6x)
Filler 4: Abbau sprachlicher Barrieren, verpflichtende Deutschkurse als Integrationsbasis (5x)
Filler 5: früher Beginn von Integration essentiell (5x)
Filler 6: (verpflichtendes) Wertebekenntnis/Anpassung/Wertevermittlung als Integrationsmaßnahme (5x)
Filler 7: Gemeinnützige Arbeit zur Eingliederung in die Gesellschaft (3x)
Filler 8: Regierung trägt Verantwortung, Zusammenarbeit der Politik ist gefragt (3x)
Filler 9: Verpflichtung zur Integration (2x)
Filler 10: Arbeit und Bildung als wesentliche Faktoren der Integration (2x)

Die Auswertung der Auftretenshäufigkeit von Fillers zeigt, dass das ›Lehrbuchbeispiel für desaströses Framing‹, welches Christoph Hofinger in seiner Analyse vorbringt, hinsichtlich des Sprachgebrauchs österreichischer Zentrumspolitiker*innen tatsächlich Relevanz hat.

Obwohl die vorliegende Untersuchung auf einem verhältnismäßig kleinem Korpus basiert und daher durchaus auch eine breite Streuung der Füllwerte auftreten hätte können, wurde der Filler ›Integrations(un)willigkeit/Integrationsverweigerung (und damit verbundene Sanktionen)‹ deutlich als das Wissenselement mit der höchsten kognitiven Salienz identifiziert. Dahinter folgen die beiden Fillers ›Budget für Integration/Kostenhöhe‹ und ›(rasche) Integration in den Arbeitsmarkt (als Herausforderung)‹, bevor mit dem Füllwert ›Abbau sprachlicher Barrieren, verpflichtende Deutschkurse als Integrationsbasis‹ ein erster auftritt, der sich auch explizit auf die primären Bedürfnisse der zu integrierenden Akteure bezieht. In diesem Zusammenhang sollte allerdings ergänzt werden, dass dabei vielfach Verpflichtungen im Vordergrund stehen. Es werden in den Texten des Korpus nämlich häufig Deutschkenntnisse und/oder verpflichtende Kursbesuche gefordert, ohne dass über das bestehende Unterrichtsangebot bzw. über die Bereitstellung von zusätzlichen Ressourcen gesprochen wird. Auch in Bezug auf den oben genannten Filler 2 ›Budget für Integration/Kostenhöhe‹ ist in weitaus größerem Ausmaß von finanzieller Belastung bzw. Überlastung die Rede als für (zusätzliches) Budget für Integrationsmaßnahmen plädiert wird.

Allgemein zeigt sich ein Trend, der die Annahme Hofingers, dass sich österreichische Zentrumspolitiker*innen in ihrem Framing vermehrt im politischen Wertekanon der FPÖ bewegen, bestätigt. Insofern überrascht es auch nicht, dass in der Untersuchung Fillers wie ›Integration als schaffbare Herausforderung‹, ›Integration muss aus beiden Richtungen geschehen‹ oder ›Solidarabgabe aller Österreicher*innen gefordert‹ (allesamt nicht öfter als einmal aufgetreten) signifikant unterrepräsentiert bleiben. Auch dass die Regierungsverantwortung (Filler 8) sowie Bildung als wesentlicher Faktor der Integration (Filler 9) kaum thematisiert werden, unterstützt die Ausgangshypothese.

4.2 Prototypische Slot-Struktur

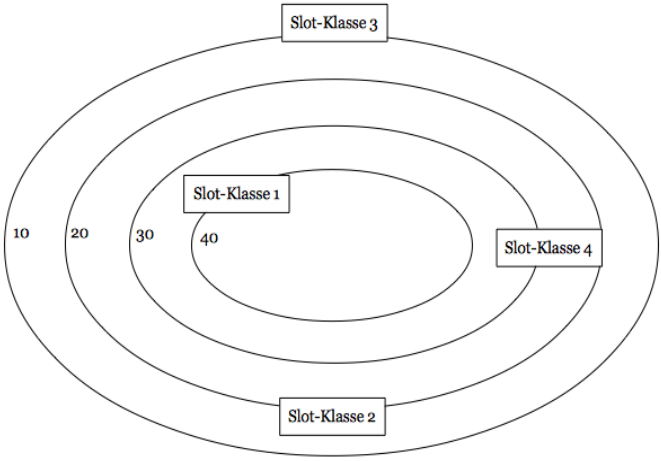


Abbildung 2: Prototypische Slot-Struktur

Legende:

Slot-Klasse 1: Motive und Voraussetzungen für Integration, Ziele der Integration (38x)

Slot-Klasse 2: Übergeordnete (funktionale) Zusammenhänge, in denen Integration eine Rolle spielt (19x)

Slot-Klasse 3: Phasen (Dauer)/Zustände der Integration (9x)

Slot-Klasse 4: Mitspieler/Interaktionspartner in Bezug auf Integration und ihre Rollen/Eigenschaften (30x)

Slot-Klasse 5: nicht berücksichtigt

Anhand der Distribution der Slot-Klassen lässt sich erkennen (vgl. Abbildung 2), dass vor allem die Motive und Voraussetzungen für Integration bzw. die Ziele des Integrationsprozesses eine große Rolle im politischen Diskurs spielen. Als Voraussetzungen werden dabei häufig Verpflichtungen und Bekenntnisse der zu Integrierenden verstanden, wie oben gezeigt werden

konnte. Dies spiegelt sich auch in den Ergebnissen zu Slot-Klasse 4 wider, wie ein Blick auf jene Fillers zeigt, die sich (unter anderem auch) den Leerstellen betreffend Akteure/Interaktionspartner zuordnen lassen. So weisen Filler 1 (›Integrationsverweigerung‹) und Filler 6 (›Wertebekenntnis‹) deutlich höhere kognitive Salienz auf als beispielsweise Filler 8, bei dem es explizit und vordergründig um die Verantwortung der Regierung geht. Slot-Klasse 3 konnten verhältnismäßig wenige Fillers zugeordnet werden, wobei hier Filler 5 dominierte, also von den politischen Akteuren in vielen Fällen darauf hingewiesen wurde, dass Integration ›schnell gehen‹ müsse. Auch Slot-Klasse 2 weist im Radiusmodell einen eher niedrigen Zentralitätsgrad auf, ›übergeordnete (funktionale) Zusammenhänge, in denen Integration eine Rolle spielt‹ haben im Diskurs also ebenfalls kein allzu großes Gewicht. Somit bleiben im Wesentlichen auch (gesamt-)gesellschaftliche Themenfelder (z.B. Bildungswesen, Arbeitsmarkt etc.), die mit Integration korrelieren, außen vor. Slot-Klasse 5 konnte in der Auswertung nicht berücksichtigt werden, da hier angesichts des untersuchten Datenmaterials keine vernünftigen Zuordnungen möglich waren.

Hier zeigt sich nun auch besonders eindrücklich, warum sich die Darstellung der Ergebnisse in Form von Radiusmodellen anbietet, repräsentiert der Zentralitätsgrad der jeweiligen Slot-Klassen doch deren Bedeutung und Position innerhalb einer komplexen Diskursformation. Selbstverständlich ist dies vor allem dann der Analyse zweckdienlich, wenn das gesamte Slot-Gefüge eines Diskurs-Frames visualisiert werden kann. Es soll daher an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass die Reduktion auf Slot-Klassen für diese Untersuchung (aufgrund der Rahmenbedingungen) notwendig war. Dies hat jedoch zur Folge, dass kaum Aussagen über die *korpussemantischen* Eigenschaften des untersuchten Diskurses getroffen werden konnten, wie es Ziem (vgl. 2006: 9) in seinem Beispielsverfahren vormacht.

5 Ausblick/Schlussfolgerungen

In diesem Beitrag konnte gezeigt werden, dass es sich bei den verschiedenen Spielarten der Frame-Theorie um produktive Ansätze handelt, wenn es um das Herausarbeiten systematischer Wissensstrukturen geht. So hat auch das in diesem Rahmen angewandte framesemantische Verfahren eine fruchtbare Auseinandersetzung mit diskursanalytischen Fragestellungen ermöglicht. In der Untersuchung des Sprachgebrauchs österreichischer Regierungspolitiker*innen in Bezug auf den Integrationsdiskurs konnte festgestellt werden, dass sich die politischen Akteure der Mitte tatsächlich vermehrt im rechtspopulistischen Wertekanon bewegen.

So wiesen die drei Fillers ›Integrations(un)willigkeit/Integrationsverweigerung‹, ›Integrationsbudget/Kostenhöhe‹ und ›(rasche) Integration in den Arbeitsmarkt‹ hohe kognitive Salienz auf, während jene Fillers, die sich den primären Bedürfnissen der zu Integrierenden widmeten, signifikant unterrepräsentiert blieben.

Auch die Distribution der Slot-Klasse verdeutlicht, dass vor allem Verpflichtungen und Bekenntnisse der zu Integrierenden (als Voraussetzungen für Integration) eine große Rolle im politischen Diskurs spielen. Die Verantwortung der Regierung gegenüber den zu Integrierenden fällt hingegen kaum ins Gewicht. Darüber hinaus zeigt sich, dass übergeordnete (politische) Zusammenhänge großteils außen vor bleiben.

In Anbetracht der Ausgangslage, dass es sich bei den untersuchten Akteuren nämlich ausschließlich um Politiker*innen handelt, die zumindest theoretisch dem christlich-sozialen bzw. sozialdemokratischen Wertekatalog zuzurechnen sind, zeigt sich also ein brisanter Trend. Vor allem der Füllwert ›Integrationsverweigerung‹ hat das Potential zum vorausgesetzten Default-Wert. Um hierzu genauere Einschätzungen vornehmen zu können, bräuchte es allerdings eine ausgedehntere, detailliertere Studie. Mit dieser Untersuchung konnten lediglich Tendenzen ausgemacht werden. Insofern sollte man also auch die Grenzen einer solchen framebasierten Diskursanalyse erkennen und aufzeigen: Je höher der Abstraktionsgrad der untersuchten Frame-Strukturen ist, desto schwieriger wird die (Diskurs-)Analyse, was sich

vor allem auch in Bezug auf die Organisation der Slot-Klassen gezeigt hat. Das Resümee zu diesem Beitrag lässt sich letztendlich aber ganz einfach formulieren: In Hinblick auf weiterführende Untersuchungen scheint es durchaus lohnenswert, politische Frame-Theorie (auch) unter Einbezug (diskurs-)linguistischer Ansätze zu betreiben.

Literatur

Duden. 2016. http://www.duden.de/ (Abruf 1. August 2016)

Fillmore, Charles J. 1975. An alternative to checklist theories of meaning. *Proceedings of the first annual meeting of Berkeley Linguistics Society*, 123—131. Berkeley: Berkeley Linguistics Society.

Fillmore, Charles J. 1976. Frame semantics and the nature of language. *Annals of New York Academy of Sciences: Conference on the Origin and Development of Language and Speech* 280. 20—32.

Fillmore, Charles J. 1982. Frame semantics. In The Linguistic Society of Korea (Hrsg.), *Linguistics in the Morning Calm,* 111—137. Seoul: Hanshin.

Hofinger, Christoph. 2016. Der Kampf um die Mitte. *Falter* 21(16). 16—17. *https://www.falter.at/archiv/FALTER_2016052540EE0055E4/der-kampf-um-die-mitte* (Abruf 8. Juli 2016)

Konerding, Klaus-Peter. 1993. *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie.* Tübingen: Niemeyer.

Konerding, Klaus-Peter. 2005. Themen, Diskurse und soziale Topik. In Claudia Fraas & Michael Klemm (Hrsg.), *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven,* 9—38. Frankfurt am Main: Lang.

Konerding, Klaus-Peter. 2007. Themen, Rahmen und Diskurse – Zur linguistischen Fundierung des Diskursbegriffes. In Ingo H. Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände,* 107—139. Berlin & New York: de Gruyter.

Konerding, Klaus-Peter. 2008. Diskurse, Topik, Deutungsmuster – Zur Komplementarität, Konvergenz und Explikation sprach-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Zugänge zur Diskursanalyse auf der Grundlage kollektiven Wissens. In Ingo H. Warnke & Jürgen Spitzmüller (Hrsg.), *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene,* 117—150. Berlin & New York: de Gruyter.

Minsky, Marvin. 1975. A framework for representing knowledge. In Patrick Winston (Hrsg.), *The psychology of computer vision*, 211—277. New York: McGraw-Hill.

Spitzmüller, Jürgen & Ingo H. Warnke. 2011. *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse.* Berlin & New York: de Gruyter.

Ziem, Alexander. 2006. *Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen.* Paper für die Konferenz Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften. 30. Juni—2. Juli, Paris, Université Val-de-Marne. *https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/fileadmin/Redaktion/Institute/Germanistik/Konstruktionsgrammatik/ZiemFrames_Diskurs.pdf* (Aufruf 8. Juli 2016)

Handlungsfähigkeit zwischen Autonomie und Distribuiertheit

Interaktionale ›Selbstvertretung‹ als subjektivierende Norm?

Jonas Hassemer[*]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): 47–80

Abstract

This article presents a multimodal analysis of an interaction in the context of sheltered housing for persons with disabilities. The analysis is embedded in a discussion of underlying theoretical and methodological assumptions on subject and agency in interaction, employing critical concepts of disability as well as the notion of the post-sovereign subject. The focus lies on the assumption of the subject's autonomy. While emphasizing distributedness of social action in the theoretical and methodological framework, conversation analytical treatment of issues of disability tends to rely on autonomous subjects as a 'natural' backdrop for analysis. This bears the danger of reproducing discourses that mark the disabled simply as deviant and foreclosing a debate on inequality

* Jonas Hassemer, Institut für Sprachwissenschaft, 1090 Wien, jonas.hassemer@univie.ac.at.

http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/802017/hassemer-handlungsfaehigkeit.pdf
Publiziert am 15. Mai 2017

and/or exclusion. The discussion of the data shows that autonomous subjects are to be achieved in interaction, a process through which the norm is reinstated and inequalities are reformulated in terms of deviance from that norm.

Schlagwörter: Dis/Ability, Konversationsanalyse, Interaktion, Multimodalität, Institutionelle Kommunikation, Subjekt, Handlungsfähigkeit

1 Einleitung

Bei einem ›Selbstvertreter-Treffen‹

*Mein Vorgesetzter hatte mich gebeten, eine Klientin zu einem »Selbstvertreter-Treffen« zu begleiten. Diese so bezeichneten Treffen finden, so wusste ich aus Erfahrung, regelmäßig statt und werden von Betreuungspersonen der Einrichtung, die mehrere betreute Wohngemeinschaften unterhält, organisiert. Jeweils ein*e Bewohner*in pro Wohngemeinschaft nimmt an ihnen teil. Größtenteils kamen die Teilnehmer*innen in Begleitung, meinem Gefühl nach jedoch nicht nur Betreuungspersonen wie ich, sondern auch andere Bezugspersonen. Das Treffen begann mit einer langen, repetitiven Vorstellungsrunde, die nicht nur die anwesenden, sondern auch die abwesenden Personen berücksichtigte. Es folgte die Rekapitulation eines beim letzten Mal behandelten Inhalts über dessen szenische Darstellung und über die Formulierung des aufgeworfenen Problems – mangelnder Respekt für die Privatsphäre der Klient*innen auf Seiten der Mitarbeiter*innen – als Forderung, gefolgt von der Aktivierung, sich zu wehren. Darauf folgte eine Sammlung von aktuellen Themen, Wünschen und Problemen reihum. Besonders fiel mir hier die Aushandlung des Rederechts auf, insbesondere bei nicht- oder teilweise verbal kommunizierenden Selbstvertreter*innen und ihren Begleitpersonen. Hier wurde, bevor eine Begleitperson zu sprechen begann, die betreffende Selbstvertreter*in gefragt, ob sie diese »zu ihrer Sprecher*in machen« wolle. Auf eine zustimmende Antwort, deren Form individuell verschieden zwischen Leiterin, Selbstvertreter*in und Begleitperson ausgehandelt wurde, folgte eine performative Äußerung wie etwa »Maja ist jetzt Lisas Sprecherin«.*

Für sich selbst und die eigenen Belange sprechen zu können, ist ein zentrales Motiv von Bewegungen für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Dass diese Arbeit nicht erst bei Deutungshoheiten über Identitätszuschreibungen und politische und soziale Rechte beginnt, sondern, dass eine »Stimme« zu haben (*voice*, sensu Blommaert 2005), durchaus wörtlich gelesen werden kann, exemplifiziert die obenstehende Beobachtung, die ich im Rahmen meiner Arbeit in einer betreuten Wohngemeinschaft für Menschen mit Behinderungen[1] gemacht habe (siehe Vignette auf S. 48).

Auffallend ist der ritualisierte Charakter, der den kritischen Punkten dieses Ereignisses eine wiedererkennbare Form gibt. Auf der einen Seite sehen wir hier eine intensive Vergegenwärtigung der (Nicht-)Anwesenheit der Teilnehmer*innen – diese wird durch die ausführliche Begrüßung interaktiv manifest gemacht. Im Ensemble der Teilnehmer*innen werden abgesteckte Positionen, von denen aus gesprochen wird, besetzt und zugeschrieben. Dabei werden Autor*innenschaft und Intentionalität vereindeutigt, etwa im Fall der Reformulierung von Beschwerden als Forderungen und in der ritualisierten ›Übergabe‹ des Rederechts von Selbstvertreter*in zur Begleitperson. Auf der anderen Seite zeigt das Ereignis aber auch, wie sehr Handlungen über das Ensemble der Interagierenden verteilt sind: Das Hervortreten einer ›eigenen‹ Stimme, das Besetzen einer Subjektposition geschieht unter Voraussetzungen, die sich zumindest teilweise der Kontrolle der Teilnehmer*innen entziehen und auch institutionell verfestigte Asymmetrien beinhalten. Diesen verteilten Charakter von sozialem Handeln bezeichne ich in Anlehnung an Goodwin (2013) als *Distribuiertheit*: Das Zustandekommen von Handlung und Handelnden ist in dieser Perspektive *distribuiert* auf das Ensemble der Interagierenden und den Kontext. Die Handelnden und ihre Handlungen sind emergent. Demgegenüber steht der Aspekt der *Autonomie* des Subjekts, die einen wichtigen Orientierungswert für die Interagierenden in der oben beschriebenen Situation darstellt, wie die

1 Dabei handelt es sich um eine Wohngemeinschaft, die von einer größeren Institution mit kirchlicher Trägerschaft in Wien betrieben wird, und in der ich selbst als Betreuungsperson tätig war. Die hier vorgestellten Überlegungen basieren auf Auszügen aus meiner unveröffentlichten Master-Arbeit (Hassemer 2015).

Fülle von Praktiken illustriert, die auf die performative Herstellung abgegrenzter Willens-, Körper- und Sprecher*innensubjekte (sensu Butler 1993, 1997a,b) abzielen.

Wie werden Handlungen und handelnde Subjekte interaktiv hergestellt? Vor einer mikroanalytischen Perspektivierung dieser Fragestellung wird hier zunächst das Konzept der *Handlungsfähigkeit* einer Diskussion unterzogen, die den Handlungsbegriff der Interaktions- und Gesprächsanalyse, der u. a. stark durch die ethnomethodologischen Forschungslinie (vgl. dazu etwa Maynard und Clayman 1991; Heritage 1984; Garfinkel 1967) geprägt ist, mit dem Konzept eines *postsouveränen Subjekts* (nach Butler 1997a, 1993; Reckwitz 2012) verbindet und in diesem Zusammenhang Konzepte der *Disability Studies* (vgl. Garland-Thomson 2011) berücksichtigt. Eine Beschäftigung mit ›Behinderung‹ hat nämlich einen breiteren Mehrwert als eine potentiell kritische (Selbst-)Reflexion der Forschenden: Sie eröffnet eine Debatte um Handlungsfähigkeit, in der die Autonomie des Subjekts in Frage gestellt wird, was wiederum theoretische und methodologische Konsequenzen hat.

Eine solche explizite Thematisierung von ›Behinderung‹ – mit ihren Konsequenzen für die Konzeptualisierung von Handlungsfähigkeit – ist in der konversationsanalytischen Literatur selten: Unter den Labels ›communication disorders‹ und ›Aphasie‹ (um nur einige wenige zu nennen: Goodwin 2003a; Wilkinson et al. 2011; Goodwin 2013; Bauer 2009) und in der Literatur zu Kommunikation in der Pflege und mit Personen mit Demenz (etwa Sachweh 1999; Posenau 2014) werden Aspekte der Thematik gestreift. Bauer (2009) beispielsweise greift in der Diskussion des Konzepts ›Aphasie‹ zwar den Begriff ›Behinderung‹ auf, nimmt aber bei der Diskussion des Konzepts nur auf Klassifikationsschemata der WHO Bezug. Finlay und Antaki (2012)[2] thematisieren ›Behinderung‹ explizit in der Rahmung der vorgenommenen Konversationsanalysen und beschäftigen sich in expliziter Weise mit der sozialen Herstellung und dem interaktiven Management von Behinderung als sozialem Phänomen.

2 So auch weitere Arbeiten unter Beteiligung der Autor*innen, etwa Antaki, Finlay et al. (2008); Antaki, Young et al. (2002); Antaki (2001); Finlay, Antaki und Walton (2008); Finlay, Antaki, Walton und Stribling (2008).

Ähnlich verhält es sich mit Goodwin (2003b), der ein mentalistisches Modell von Behinderung kritisiert und diesem eine interaktionsanalytische Perspektive gegenüberstellt. Eine breitere Rezeption sozialwissenschaftlicher Konzeptualisierungen des Phänomens ›Behinderung‹ – wie etwa aus dem Bereich der *Disability Studies* und der *Soziologie der Behinderung* (u. a. Campbell 2009; Barnartt 2010; Waldschmidt 2008, 2007) – bleibt in all diesen Analysen aus.

Abgesehen von Goodwin (2013), der, wie weiter unten im Detail ausgeführt, Handlung(sfähigkeit) als inhärent *distribuiert* – also nicht einzelnen Subjekten eigen – konzeptualisiert, setzen diese Analysen die *Autonomie des Subjekts* quasi als ›natürliche‹ oder ›normale‹ Argumentationsgrundlage voraus. Gemeinsam ist den konversationsanalytischen Arbeiten eine Orientierung an den Ressourcen, die Teilnehmer*innen einer Interaktion mobilisieren – eine Orientierung, die Goodwin (2003b) besonders explizit formuliert, indem er einer defizit-orientierten Perspektive ein Interesse an gelingender Interaktion, Adaptierung und individuellen Fähigkeiten gegenüberstellt (vgl. Goodwin 2003b: 3, 11).

Die folgende Auseinandersetzung mit der Autonomie des Subjekts (siehe Abschnitt 2) und der Situierung von Handlungsfähigkeit in der Interaktion (siehe Abschnitt 3 auf S. 57), sowie die daran angeknüpfte Analyse von Unterstützungshandlungen aus dem Kontext einer betreuten Wohneinrichtung (siehe Abschnitt 5 auf S. 62) zeigen, dass genau diese vorausgesetzte ›Normalität‹ von Autonomie auch als *Norm* fungiert. Wie Waldschmidt (2012) aufzeigt, bringt diese Norm der Autonomie gewisse Subjektpositionen als Normalität und andere in einem hierarchisierenden Kontinuum der Abweichung hervor und ist damit in die Produktion von ›(Nicht-)Behinderung‹ – die *Ableisierung* und *Disableisierung* von Subjekten – involviert .

2 Dis/Ability, Interaktion und das autonome Subjekt

Die Perspektive der Disability Studies (vgl. z. B. Barnes und Mercer 1997) nimmt Abstand von Modellen, die ›Behinderung‹ vor allem als individuelle Situation und unter dem Gesichtspunkt der (z. B. medizinischen) Behandlung in den Blick nehmen. Zentral für die Forschungsrichtung sind

kritische Fragen nach den Subjekten der Wissensproduktion (Definitionsmacht), nach Objektifizierung (die Gegenstandwerdung von sozialen Prozessen wie etwa körperlicher ›Abweichung‹) und Repräsentation (Bekämpfen von Ausschluss). Die Beanspruchung und Aneignung von Definitionsmacht in Diskursen um ›Behinderung‹ ist ein wesentlicher Inhalt dieser Forschungsperspektive. Behinderung wird in Abgrenzung zu pathologisierenden Modellen als ein soziales, also gesellschaftlich hervorgebrachtes Phänomen betrachtet.

Nach Waldschmidt (2008) besteht ein erster kritischer Schritt darin, den kausalen Zusammenhang zwischen der körperlichen Beeinträchtigung und der Diskriminierungserfahrung sowie dem gesellschaftlichen Ausschluss (der Be-hinderung) zu kappen: So ist die Behinderung keine zwingende Folge einer ›natürlichen‹ Pathologie, sondern das Ergebnis von sozialen Ausschließungsprozessen. Ein weiterer Schritt ist die Kritik an der so hervorgebrachten Dichotomisierung zwischen *Disability* (Behinderung) und *Impairment* (Beeinträchtigung), die »dazu bei[trägt], ›impairment‹ doch wieder zu naturalisieren« (Waldschmidt 2008: 5800): So schafft das Konzept der Beeinträchtigung eine vorgesellschaftliche Sphäre, die die Abweichung von der Norm, etwa den ›beeinträchtigten‹ Körper, nicht nur zu einer quasi objektiven Grundlage für ›Behinderung‹ macht (vgl. Waldschmidt 2008: 5800–5801), sondern auch individualisiert, indem die Abweichung aus jenem Zusammenhang mit der sozialen Norm gerissen wird, der erst ein Sprechen von ›Abweichung‹ und damit von ›Beeinträchtigung‹ ermöglicht. Disability wird viel mehr als ein sozial produktives System betrachtet, das ›behinderte‹ und ›nichtbehinderte‹ Positionen mit einschließt (daher auch besser: *Dis/Ability*):

> The ability/disability system produces subjects by differentiating and marking bodies. […] As such, disability has four aspects: first, it is a system for interpreting and disciplining bodily variations; second it is a relationship between bodies and their environments; third, it is a set of practices that produce both the able-bodied and the disabled; fourth, it is a way of describing the inherent instability of the embodied self. (Garland-Thomson 2011: 17)

Ein solches Konzept von Behinderung als ideologisches System, das

Normabweichungen als defizitär markiert und so ›behinderte‹ und ›nicht-behinderte‹ – *ableisierte* und *disableisierte* – Subjektpositionen hervorbringt, verlagert das Phänomen der ›Behinderung‹ vom individuellen Schicksal hin zu einem konstitutiven Prinzip, das eine gesamtgesellschaftliche Wirkung entfaltet. So schließt diese Perspektive nicht nur das Management eines *Stigmas* (Goffman 1963), nicht nur die Hervorbringung disableisierter Subjekte, sondern eben auch ›Nicht-Behinderter‹ mit ein, die damit zu Ableisierten werden. Die Kondition der Nicht-Behinderung ist in diesem Sinne kein ›unabhängiger‹ Normalfall, sondern ganz wesentlicher Teil des Dis/Ability-Systems. Dis/Ability ist damit ein durch und durch soziales Phänomen: »It is, then, the various interactions between bodies and world that materialize disability from the stuff of human variation and precariousness« (Garland-Thomson 2011: 18).

An diesem interaktiven Aspekt[3] knüpft die hier vorgestellte Analyse an. Zum Einen wird eine konkrete Interaktion aus einem Setting, in dem Dis/Ability relevant gesetzt wird, vor dem Hintergrund dieser Überlegungen unter die Lupe genommen, zum Anderen wird die Rückwirkung diese Perspektivierung von Interaktion auf den methodologischen Rahmen diskutiert. In dieser Perspektive treffen ethnomethodologische Handlungsmodelle auf das Konzept der Subjektivierung (vgl. dazu auch Waldschmidt 2008). Reckwitz (2012) verweist auf eine Verbindung zwischen ethnomethodologischen Konzepten und der Perspektive der Subjektivierung im Butler'schen Sinne:

> Er [der performative turn, J.H.] dechiffriert Kultur immer als ein ›doing …(things)‹. Statt Klassen, Rassen, Geschlechter, Organisationen etc. als Ordnungen vorauszusetzen, werden sie als ein ›doing class/race/gender/organization‹ analysierbar. Auch das Subjekt wird damit zerlegt in eine Analyse des ›doing subject‹. (Reckwitz 2012: 87)

Wie kann dieses ›Tun‹ ausschauen? Die Arbeit von Waldschmidt (2012)

3 Die hier betonte Materialität der ›Körper‹ ist nicht in Opposition zu einem amateriellen ›Geist‹ oder gar ›Sprache‹ zu lesen. Wie Butler (1993: 37–38) anmerkt, ist eine Zeichenhaftigkeit ohne Materialität nicht denkbar, während Materialität dem Signifikationsprozess nicht zu entkommen vermag.

weist darauf hin, dass *Autonomie* in der Handlungsfähigkeit – ob nun körperlich, intellektuell oder emotional verstanden – ein zentraler Faktor in der Herstellung von dis/ableisierten Subjekten ist.

Handlungsfähigkeit – *agency* (vgl. Butler 1997b) – ist eine zentrale Komponente von Subjekthaftigkeit. Handlungsfähigkeit kann unterschiedlich konzeptualisiert werden, je nachdem, welche Handlungs-/Praxis- und Subjektbegriffe zugrunde gelegt werden, und dies wiederum hat Auswirkungen auf die Zu- bzw. Aberkennung eines Subjektstatus. Das Konzept des autonomen Subjekts, Grundannahme einer Reihe von Diskursen um Subjekthaftigkeit wie auch wissenschaftlicher Subjektbegriffe, setzt dieses in erster Linie als Handlungseinheit und -ursprung voraus (vgl. Reckwitz 2012) und verbindet so im Umkehrschluss den Status als Subjekt mit der Anforderung der Autonomie (vgl. Waldschmidt 2012).

Personen, die auf Unterstützung angewiesen sind, sind hiervon in unterschiedlicher Weise betroffen: Autonome Subjekthaftigkeit kann als Anker für emanzipative Bestrebungen fungieren und das Einfordern von Rechten ermöglichen – hierher die Forderung nach ›Selbstbestimmung‹, ein Konzept, das im Kontext emanzipativ-politischer Bewegungen entstanden und inzwischen auch in pädagogischen und in institutionellen Kontexten angeeignet wurde. Dieselbe Autonomie ist aber auch ein Ausschlussfaktor für jene, die in Selbst- und Fremdentwürfen ihrer Person nicht der Norm der Autonomie genügen (vgl. Waldschmidt 2012, für die Pädagogik vgl. Fornefeld 2008). Autonomie als Norm bedeutet, dass das Selbst in verschiedenen Dimensionen – u.a. in Handlungen, Selbstentwürfen, Körperlichkeit – daran gemessen wird, wie ›autonom‹ es agiert bzw. wie sehr die Performanz von Autonomie im normativen Sinne ›gelingt‹. Autonomie bringt damit hierarchisierte Abweichungen hervor und ist in der sozialen Hervorbringung von Dis/Ability, von ›behinderten‹ und ›nicht-behinderten‹ Subjektpositionen, beteiligt (vgl. Waldschmidt 2012).

> Erst wenn sie ihrer Umwelt dokumentieren, dass sie – ›trotz Behinderung‹ – tatsächlich Selbstbestimmung ausüben können, wird ihnen der Subjektstatus eingeräumt. Im Konzept der Selbstbestim-

> mung gelten chronisch kranke und behinderte Menschen als die Anderen. Sie stehen sozusagen dem autonomen Subjekt gegenüber, das sich gerade im Kontrast zu ihnen, als ihr Gegenpart konstituiert: kühl und sachlich überlegend, reflektiert und logisch handelnd. Gesundheitlich beeinträchtigte Männer und Frauen werden dagegen dem Reich der Natur und der Sinne zugeordnet: passiv und leidend, irrational und verletzlich, verrückt und gefühlsbetont. (Waldschmidt 2012: 32)

Aus gesprächsanalytischer Perspektive zeigt Schmitt (1997) anhand von Unterstützungshandlungen aus verschiedenen Settings und den interaktiven Verfahren, in die diese eingebettet sind, dass die Norm der Autonomie auch auf interaktionaler Ebene wirksam ist. Während Ansätze aus dem ethnomethodologischen Paradigma, wie auch die Konversations- und Gesprächsanalyse, von wechselseitigen Konstruktionen von Vollzugswirklichkeiten ausgehen und damit die Interaktion systematisch *vor* die Einzelhandlung ordnen (vgl. Dausendschön-Gay et al. 2015: 30–31), weisen die Beobachtungen in Schmitt (1997) darauf hin, dass die Autonomie des Subjektes – ungeachtet dessen, ob dieser nun ein ontologischer Status eingeräumt wird – einen wesentlichen, strukturierenden Faktor in sozialen Praktiken darstellt. So beschreibt er Unterstützungshandlungen als inhärent problematisch – »strukturell ambivalent« (Schmitt 1997: 62) –, da sie nicht nur das Problem eines Gegenübers bearbeiten und beheben, sondern dieses ›Defizit‹ auch in der Interaktion »manifest« (Schmitt 1997: 62), also für die Beteiligten sichtbar und relevant machen. Die Problematik hängt damit an der wechselseitig angenommenen und normierenden Autonomie der Handelnden, die Schmitt (1997) als ›Präferenz zur interaktiven Selbstvertretung‹ bzw. ›Selbstvertretungspräferenz‹ bezeichnet, die er wie folgt beschreibt:

> Zumindest in den westlichen Gesellschaften gehen Interaktionsbeteiligte in der Regel davon aus und werden in der Regel auch daran gemessen, dass sie in Situationen, in denen sie anwesend sind, selbst für sich handeln und ihre Interessen selbst vertreten. Die Zuschreibung eines vollgültigen Beteiligtenstatus hängt ganz

> wesentlich damit zusammen, ob, in welcher Weise und wie weitgehend sich Beteiligte im Gespräch selbst vertreten. (Schmitt 1997: 61)

Eine Abweichung von dieser Orientierung, so Schmitt (1997), weist eine Interaktion als in irgendeiner Form ›nicht normal‹ aus, entweder als »spezielle oder außergewöhnliche Situationen mit teilweise krisenhafter Qualität« (Schmitt 1997: 62), die »behandlungs- und normalisierungsbedürftig« (Schmitt 1997: 62) sind, oder als »klar definierte asymmetrische Situationen, für die der Verzicht auf Selbstvertretung bestimmter Beteiligter wesentliches Situationsmerkmal ist« (Schmitt 1997: 62).

Bezeichnend ist bei dieser Klassifikation, dass sie ebenfalls der oben beschriebenen normativen Logik von Autonomie folgt: Im ›Normalfall‹ vertreten sich Subjekte in der Interaktion selbst und werden damit als solche wahrgenommen (hegemoniale Norm). In ›Ausnahmefällen‹ verzichten sie auf Selbstvertretung, dies stellt jedoch problematische Fälle der Normabweichung dar, die von den Interagierenden bearbeitet werden müssen (Normalisierung, also Herstellung eines Bezugs zur hegemonialen Norm). Situationen, die durch regelmäßigen Verzicht auf Selbstvertretung gekennzeichnet sind, behandelt Schmitt (1997) als Fälle für sich, die durch eben diesen Verzicht definiert sind (konstitutiver Ausschluss) (vgl. dazu auch Waldschmidt 2008: 5804–5806).

Diese Beschreibung der von den Interagierenden angenommenen und performten Normalität (vgl. Sacks 1984) geht allzu schnell in eine Klassifikation von Interaktionen – und Interagierenden – in ›Normalfälle‹ und Abweichungen über. Dabei werden die wechselseitigen Erwartungen der Interagierenden, deren Normativität in der Analyse noch ersichtlich ist, letztendlich essentialisiert. Die Beschäftigung mit ›Normalität‹, wie in den Disability Studies und der Soziologie der Behinderung, ermöglicht eine alternative Perspektivierung, ein Weiterdenken, wo die Gesprächsanalyse an ihre Grenzen stößt:

> Inscribing certain bodies in terms of deficiency and essential inadequacy privileges a particular understanding of normalcy that is commensurate with the interests of dominant groups (and the assumed interests of subordinated groups). Indeed, the formation

> of ableist relations requires the normate individual to depend upon the self of ›disabled‹ bodies being rendered beyond the realm of civility, thus becoming an unthinkable object of apprehension. The unruly, uncivil, disabled body is necessary for the reiteration of the ›truth‹ of the ›real/essential‹ human self who is endowed with masculinist attributes of certainty, mastery and autonomy. The discursive practices that mark out bodies of preferability are vindicated by abject life forms that populate the constitutive outside of the thinkable (that which can be imagined and re-presented) and those forms of existence that are unimaginable and therefore unspeakable. (Campbell 2009: 11)

Campbell (2009) dreht den Spieß um – ›Normalität‹ bedarf des Ausschlusses abweichender Formen des Daseins (vgl. dazu auch Butler 1997a: 127–141). Von der Autonomie des Subjekts zu sprechen, ist nur haltbar, wenn alles Nicht-Autonome entweder als Sonderfall oder Abweichung markiert oder unsichtbar gemacht werden kann (was die argumentative Hervorbringung des Objekts ›Selbstvertretungspräferenz‹ [Schmitt 1997] anschaulich illustriert). Daraus folgt, dass die Orientierung miteinander Interagierender an einer Selbstvertretungspräferenz nicht das Ergebnis einer Analyse, sondern vielmehr Analyseobjekt sein sollte.

3 Distribuierte Handlungen und Ko-Konstruktion

Einen konversationsanalytischen Handlungs- und Subjektbegriff dingfest zu machen, ist nicht einfach. Heritage (1984) beispielsweise stellt die Konversationsanalyse in eine phänomenologische Tradition, indem er die Bezüge zu Garfinkel (1967) und Schütz (1993 [1932]) stark macht. Obwohl die Entstehung von Bedeutung in der *Indexikalität* und *Reflexivität* von Handlungen verortet wird (Heritage 1984: 242), ist die eingenommene Perspektive auf Interaktion die des einzelnen Subjekts, wenn es da heißt: »At its most basic, the objective is to describe the procedures and expectations in terms of which speakers produce their own behaviour and interpret the behaviour of others« (Heritage 1984: 241).

Bergmann (2015) verortet diesen Widerspruch in der Geschichte des Konstruktionsbegriffs. So attestiert er Schütz, ein gedankliches Erbe mit

sich zu führen, das die *Konstitution* der Wirklichkeit im subjektiven Bewusstsein in den Mittelpunkt stelle, nicht deren soziale, intersubjektive *Konstruktion* (vgl. Bergmann 2015: 38). Die Konsequenz sieht er in der Überwindung dieser »ichhafte[n] Perspektive« (Bergmann 2015: 38).[4] Dementsprechend will er den Begriff der *Ko-Konstruktion* – die interaktive Herstellung von sozialem Handeln (vgl. Dausendschön-Gay et al. 2015) – auch nicht als Summe oder Ergebnis distinkter, individueller Konstruktionsleistungen lesen, sondern als Voraussetzung für Konstruktion, in ähnlicher Weise wie dies auch für die Begriffs-/Konzeptpaare *Intersubjektivität – Subjektivität* und *Interaktion – Aktion (Handeln)* gilt (vgl. Bergmann 2015: 39). Sozialität ist hier die Voraussetzung und nicht das Ergebnis von (als individuell verstandenem) Handeln.

Die Analysen in Goodwin (2000, 2013) greifen genau an dieser Stelle, wo aus Interaktion Handeln – aus dem Sozialen ein Subjekt – hervorgeht. Er konzeptualisiert Handeln und das handelnde Subjekt als distribuiert, und zwar in zweifacher Hinsicht: (1) Anhand von Interaktionen einer Person mit Aphasie mit seiner Familie, zeigt Goodwin (2013), wie Handlungen und auch Handlungseinheiten auf das Interaktionsensemble verteilt sind. Dabei geht er weniger von Ko-Konstruktionen durch distinkte, autonom gedachte Akteur*innen aus, sondern zeigt, wie Handlungen und im Zuge dessen Handelnde aus der Interaktion hervorgehen (vgl. Goodwin 2013: 12–15). (2) Anhand von Interaktionen bei archäologischen Grabungsarbeiten und unter Einbeziehung der verwendeten Artefakte, weist er darüber hinaus auf die Distribuiertheit von Handlungen in einer historischen Dimension hin. So gehen etwa die von den Archäolog*innen verwendeten Instrumente als sedimentierte Handlungen anonymer Vorgänger*innen in die beobachteten Handlungen mit ein (vgl. Goodwin 2013: 15–17).

Diese Perspektive steht in einem gewissen Naheverhältnis zu dem,

4 In eine ähnliche argumentative Stoßrichtung zielt die systemtheoretische Kritik/Weiterentwicklung des ethnomethodologischen Interaktionskonzepts in Hausendorf (1992). Hier ist Interaktion als selbstreferentielles System konzeptualisiert, das sich selbst hervorbringt. Das individuelle Bewusstsein ist dann in ein anderes System ausgelagert, das im Interaktionssystem *wiederhergestellt* wird (vgl. Hausendorf 1992).

was man in Anschluss an Butler (1997a: 139) als *postsouveränes Subjekt* bezeichnen kann: Postsouverän gedachte Subjekte, ›ihre‹ Handlungen und ›ihre‹ Handlungsmacht zeichnen sich durch eine mehrfache Abhängigkeit von anderen ab: Sie handeln mit semiotischen Ressourcen, deren Geschichte die der eigenen Handlungen überschreitet, von Positionen aus, deren ›Benennung‹ oder ›Name‹ eine längere Geschichte als sie selbst hat (vgl. Butler 1997a: 28, 140). Eine gegenwärtige Handlung bedient sich semiotischen ›Objekten‹, die bereits unzählige akkumulierte ›Entscheidungen‹ anderer – nicht in einem intentionalen Sinn, sondern als Produktion und Produktivität von Ausschlüssen im Handeln – in sich tragen. Damit reproduziert eine Handlung die vorausgehenden Handlungen, die in sie eingehen (vgl. Butler 1997a,b). Anders als Goodwin (2013) versteht Butler (1997a,b) also diese Abhängigkeit nicht nur als Ressource, sondern auch als Einschränkung der Handlungsmacht des Subjekts, wenn auch als produktive, konstitutive Einschränkung. Zugespitzt formuliert, bringt erst der Ausschluss von Möglichkeiten ›Handlungsmöglichkeiten‹ hervor:

> Any decision on what to do will be implicated in a process of censorship that it cannot fully oppose or eradicate. In this sense, censorship is at once the condition for agency and its necessary limit. This paradox does not refute the possibility of decision, but merely suggests that agency is implicated in power; decision becomes possible only on the condition of a decided field, one that is not decided once and for all. This prior decision performed by no one does not foreclose agency, but constitutes the foreclosure that first makes agency possible. (Butler 1997a: 141)

Diese Abhängigkeit hat eine weitere Dimension, nämlich eine Verknüpftheit der Handlungsmacht des Subjekts mit der anderer, eine Sozialität, die dem Subjektsein vorausgeht und eine *primäre Vulnerabilität* (vgl. Butler 1997b: 21) bedeutet:

> Positioned as both addressed and addressing, taking its bearings within that crossed vector of power, the subject is not only founded

> by the other, requiring an address in order to be, but its power is derived from the structure of address as both linguistic vulnerability and exercise. (Butler 1997a: 30)

Distribuiertheit bezeichnet damit keine symmetrische oder egalitäre Ausgangslage. Ungleichheit resultiert aus der Verteilung von Vulnerabilität über soziale Prozesse (vgl. Butler 2004: XII). Prozesse der interaktiven Herstellung von autonomen Subjekten sind entscheidend für die Verteilung von Vulnerabilität auf die Interagierenden. Sie sind ambivalent, verleihen sie den Interagierenden zwar potentiell einen vollwertigen Subjektstatus, d. h. Handlungsfähigkeit in Form einer wirksamen, da anerkannten Stimme, beruhen aber auch auf der Verneinung von Distribuiertheit – und damit, zu einem gewissen Grad, der Vulnerabilität – als Voraussetzung für diesen Status. Sie zwingen das Subjekt zum Zitieren einer Norm der Autonomie, die ihm einerseits soziale Lesbarkeit verleiht und es andererseits als abweichend zu markieren droht. Denn bleibt die Abhängigkeit in der Handlungsfähigkeit offensichtlich, gefährdet dies wiederum die Vollwertigkeit des Subjektstatus.

Diese Problematik gilt auch für die analytische Praxis: Wird die Autonomie des Subjekts als gegeben vorausgesetzt, reproduziert dies u. U. ein pathologisierendes Konzept von Disability. Nimmt man hingegen eine wechselseitige Abhängigkeit und damit eine Distribuiertheit von Handlungsfähigkeit als Grundbedingung des sozialen Handelns an und wendet sich dann den Prozessen der sozialen (hier: interaktiven) Hervorbringung von Autonomie zu, vermeidet man möglicherweise die Unsichtbarmachung und Wiedereinschreibung der Norm der Autonomie in den Analyseprozess.

4 Video-Daten aus dem betreuten Wohnen

Die Institution des betreuten Wohnens befindet sich in einer ambivalenten Position zwischen der Anerkennung eines nicht autonomen Subjekts und dessen gesellschaftlicher Teilhabe, und der gleichzeitigen Institutionalisierung der Differenz, die die Basis für den Ausschluss und die gesellschaftlichen Asymmetrien schafft, deren Ausgleich ihr erklärter

Zweck ist. Die Institutionalisierung von Dis/Ability äußert sich in einer Abgeschlossenheit der Institution nach außen, die zu einer, wenn auch durch verschiedene Maßnahmen abgeschwächten, Segregation der Bewohner*innen führt, und in der Unterscheidung von »Betreuern«/»Team« und »Klienten«/»Bewohnern«, die deckungsgleich mit der Unterscheidung von disableisierten und ableisierten Subjekte ist. Betreuungspersonen werden Teil der Institution, indem sie ein bestimmtes ›Können‹ nachweisen. Klient*in zu werden setzt voraus, dass ein bestimmtes ›Nicht-Können‹ festgeschrieben wird. Handlungsfähigkeit ist ein entscheidender Aspekt, an dem sich ein wichtiger Teil der sozialen Phänomene im Kontext institutionalisierter, begleiteter Wohneinrichtungen für Menschen mit Behinderungen – sogenanntes *betreutes Wohnen* – aufhängt. Vor dem Hintergrund dieser Beobachtung wird im Folgenden eine Unterstützungshandlung aus diesem Kontext mikroanalytisch in den Blick genommen.

Als Mitarbeiter der Einrichtung war es relativ einfach, einen ersten Zugang zur Einrichtung zu erhalten. Eine grundsätzliche Zustimmung für eine sprachwissenschaftliche Untersuchung des Geschehens im Arbeitsalltag von Seiten der Leitung der Wohngemeinschaft war schnell erlangt. Schwieriger gestaltete sich die Planung der nächsten Schritte: Wir[5] wollten der Zustimmung der Bewohner*innen der Einrichtung die Priorität einräumen. Der institutionelle Rahmen erzwang aber eine gänzlich andere Vorgehensweise, nach der zunächst die oberen Leitungsebenen, darauf das Team und schließlich die Klient*innen und ihre Sachwalter*innen um Erlaubnis gefragt werden mussten. Diese Vorgehensweise widerspricht dem emanzipativen Ansatz, war aber insbesondere aufgrund meiner eigenen Einbindung in die Institution, aber auch aufgrund der starken Institutionalisierung der Wohnform/des Wohnraums und der Persönlichkeitsrechte der Beteiligten alternativlos.

In der Folge wurden alle Beteiligten über das Vorhaben informiert und Einverständniserklärungen eingeholt. Geplant waren Videoaufnahmen von Entscheidungssituationen. Um die Privatsphäre der Bewoh-

5 Die Daten wurden gemeinsam mit Sabine Lehner im Juli 2013 im Rahmen einer Seminararbeit an der Universität Wien erhoben.

ner*innen möglichst unbeschadet zu lassen, beschlossen wir in Rücksprache mit der Leitung, die Aufnahmen auf die Küche und den Essbereich zu beschränken. Dies sollte ausschließen, dass Momente der Körperpflege aufgezeichnet würden[6] oder auch die entsprechende Befürchtung aufkommen könnte, gleichzeitig bot es den Beteiligten – Bewohner*innen wie Mitarbeiter*innen – die Möglichkeit, sich bewusst und auch kurzfristig der Kamera zu entziehen.

Die Aufnahmen entstanden schließlich an einem Wochenende zwischen spätem Vormittag (vor dem Mittagessen) und dem Nachmittag. Um diese Zeit halten sich die meisten Bewohner*innen in den Gemeinschaftsräumen auf. Insbesondere der Essbereich ist ein belebter Ort in der Wohnung, sowohl Bewohner*innen als auch Betreuungspersonen halten sich hier untertags viel auf: Dort befinden sich beispielsweise Tische und Stühle, ein Radio und andere Gegenstände, die in tägliche Praktiken der Institutionsangehörigen eingebunden sind. Auch zahlreiche Haushaltsarbeiten finden dort und in den angrenzenden Räumlichkeiten (etwa der Küche) statt.

Die multimodalen Transkripte (in Anlehnung an Stukenbrock 2009) sind anonymisiert, d. h. Namen wurden durch Pseudonyme ersetzt und aus dem Videomaterial extrahierte Standbilder wurden verfremdet.

5 Beispielanalyse zur Herstellung von Autonomie in der Interaktion zwischen einem Bewohner und einer Betreuungskraft

Tom und Sebastian, die an der im Folgenden analysierten Interaktion beteiligt sind, haben gerade – in einer gemeinsam hergestellten Entscheidung – ein Getränk für Tom ausgewählt. Sebastian steht auf, kündigt an »já · ich hol ein glas.« und geht in die Küche – letzteres ist nicht im Videomaterial festgehalten, geht aber aus der teilnehmenden Beobachtung hervor. Sebastian macht mit dieser Äußerung eine Handlungsabsicht in-

6 Gemäß den Routinen der Wohngemeinschaft findet die Körperpflege in den privaten Zimmern und den Badezimmern statt, nie im permanent allen zugänglichen Essbereich.

teraktiv verfügbar, wobei die beabsichtigte Handlung – ein Glas zu holen – eine Serie von möglichen Folgehandlungen relevant macht, für die sie eine vorbereitende Funktion einnehmen kann. Der direkt nachfolgende Handlungskomplex – ›das Glas holen‹ – wird in der Absichtsäußerung räumlich und in Bezug auf die Autor*innenschaft spezifiziert: So ordnet Sebastian die Handlung sich selbst als Handlungsinstanz zu (›ich‹) und beschreibt mittels des deiktischen Verbs »holen« eine Bewegung des Gegenstands »Glas« von einem unterspezifiziert bezeichneten Ort zum Ort der Interaktion mit Tom. Damit strukturiert Sebastian die Folgehandlungen in entscheidender Weise vor, indem er Orte, zeitlichen Ablauf, Handlungsinstanzen und Handlungen einander zuordnet (hier: aktueller und gemeinsamer Interaktionsraum der Entscheidung sowie der projizierten Folgehandlung – das Einschenken – vs. dort: implizit bezeichneter, nicht gemeinsamer Handlungsraum der Vorbereitungshandlungen) und Tom diese Ordnung zur Orientierung mitteilt. Gleichzeitig kündigt er damit seine Abwesenheit bzw. die Unterbrechung der fokussierten Interaktion an und orientiert sich so zur Weiterverfolgung der laufenden Aktivität, indem er seine Aktivität in einen expliziten Bezug zu ihr setzt.

Die folgenden Handlungen, die bezeichnenderweise auch außerhalb des visuellen Kameraraums liegen (die Kameraführung orientiert sich hier an Tom), sind zumindest teilweise im Audio der Aufnahme zugänglich: Hörbar ist ein Geräusch aus Richtung der Küche. Insgesamt dauert die ›Abwesenheit‹ – vielmehr die Pausierung der fokussierten Interaktion zwischen Sebastian und Tom – ca. 30,5 Sekunden. In dieser Zeit öffnet Tom ›in Selbstwahl‹ die Sirupflasche. Mit Sebastians Rückkehr zum Tisch wird die Interaktion wieder aufgenommen (siehe Abbildung 1 auf der nächsten Seite).

Es wird zumindest aus der Beobachter*innenperspektive deutlich, dass Sebastian noch weitere vorbereitende Handlungen durchgeführt hat, als er gegenüber Tom angekündigt hat, und damit Voraussetzungen in die Wiederaufnahme der fokussierten Interaktion ›mitbringt‹: Neben dem Becher, den er explizit ankündigt – »ich hol ein glas« –, hat Sebastian auch noch einen Messbecher dabei, der mit einer gewissen Menge Flüssigkeit gefüllt ist. Wie in der sequentiellen Betrachtung der

Abbildung 1: Sebastian bringt einen Messbecher mit Wasser und einen Trinkbecher zum Tisch, an dem Tom sitzt.

folgenden Handlungen deutlich wird, strukturiert Sebastian damit die Interaktion in ihren Konstitutionsbedingungen vor.

Abbildung 2: Sebastian stellt den Becher vor Tom auf den Tisch.

Sebastian nähert sich dem Tisch, an dem Tom sitzt, von hinten. Er stellt den Becher, den er in der rechten Hand trägt, nahe vor Tom auf

den Tisch. Tom, der beim Warten seinen Kopf in einem breiten, unfokussierten Winkel hin und her bewegt, geht nun in eine fokussierte Position über, aus der er den Becher mit seinem Blick fixiert (Abbildung 2 auf der vorhergehenden Seite). Durch diese Reorganisation und Fixierung seines Blicks wird interaktiv verfügbar, dass er mit dem Gegenstand und den vorausgegangenen Handlungen in Beziehung tritt. Es wird ein Handlungsraum zwischen den Artefakten – Becher und Tisch – und Toms und Sebastians Körper – über Körperhaltung, manuelles Agieren und Blick – etabliert. Diese örtliche Verankerung des Handlungskomplexes wird in der Folge in mehreren Modalitäten reproduziert, verhandelt und abgesichert. Handlungsverlauf, Körperhaltung und relative Distanz zu dem Handlungsraum konstituieren Tom als Autor möglicher Handlungen in diesem Raum. Die Konstitution dieses in Bezug auf den Autor spezifizierten Raums steht überdies im Kontext der zuvor durchgeführten (und Tom als Autor zugeordneten) Entscheidung (Auswahl eines Sirups), als deren Folgehandlungen sich die hier behandelte Interaktionssequenz etabliert.

01

Tom[v]:		•	uih!
Seb[v]:	bitteschön.		

Transkriptausschnitt 1: [Fläche 01] Sebastian bringt einen Messbecher mit Wasser und einen Trinkbecher zum Tisch, an dem Tom sitzt.

Sebastian hält seinen Blick auf den so konstituierten Handlungsraum gerichtet und nimmt eine sitzende Position auf dem (durch den Tisch in dieser Funktion vorstrukturierten) Nachbarstuhl ein. Er ist damit nahe genug – und ausreichend beteiligt –, um in die Handlung eingreifen zu können. Während er das Hinsetzen vorbereitet, indem er sich vor dem

Sessel positioniert, stellt er den Messbecher vor sich selbst ab und bringt damit ebenfalls einen ›abgesteckten‹ Handlungsraum hervor. Dabei äußert er ein »bitteschön.«, während Tom bereits nach der Sirupflasche greift.

Hierbei handelt es sich um einen dichten Moment, in dem Handlungsverläufe weiter strukturiert werden: Tom nimmt den *floor* (Sacks et al. 1974), der ihm per Fremdwahl durch Konstitution des Handlungsraums um den Becher zugewiesen wurde, an, indem er nach der Flasche greift und damit die Folgehandlung initiiert und projiziert. Sebastian schließt mit der verbalen Handlung »bitteschön.« sein vorausgehendes Handeln in der Küche ab und übergibt den Becher in den Handlungsbereich von Tom, was zuvor bereits in gemeinsamer Herstellung durch die Etablierung von Nähe-Distanz-Verhältnissen und den Blick geschehen ist. Er tritt damit von einem Handlungsanspruch in naher Zukunft in Bezug auf den Becher zurück, während er gleichzeitig den Messbecher in seinem Handlungsbereich behält. Die Manipulation des Messbechers geschieht in etwa gleichzeitig mit der verbalen Handlung, die den Becher vor Tom thematisiert. Indem er den Messbecher *nicht* interaktiv verfügbar macht, behält er ihn unter beinahe exklusiver Kontrolle. Tom greift nach der Flasche und hebt sie hoch. Diesen Vorgang begleitet er mit der Äußerung »uih«.

02

Seb[v]: aber nur ein schluck:,

Transkriptausschnitt 2: [Fläche 02] Tom beginnt die Sirupflasche zu kippen.

Tom treibt den Handlungsverlauf weiter voran, indem er die Flasche – die sich relativ hoch über dem Becher befindet, nämlich mit der Öffnung über Toms Stirnhöhe – zu kippen beginnt. Sebastian, der zuvor eine

abwartende Haltung eingenommen hat – zurückgelehnt, die Hände auf den Oberschenkeln, aber mit dem Blick auf die beginnende Handlung gerichtet –, wird nun aktiver. Er lehnt sich ein Stück weiter nach vorn, löst die linke Hand vom Oberschenkel und stützt sich mit dem linken Ellenbogen auf die Armlehne des Sessels und stabilisiert so die neue Position. Der Blick bleibt währenddessen auf die manuelle Handlung von Tom gerichtet. In Koordination mit der Bewegung des Positionswechsels greift Sebastian in die zuvor als Tom zugeordnet konstituierte Handlung ein, indem er eine Einschränkung für deren Durchführung formuliert und damit einen wünschenswerten Verlauf der Handlung interaktiv verfügbar macht: »aber nur ein schluck:,«. Tom reagiert mit einem Zögern – er hebt die Flasche wieder etwas an, wie die zweite Einstellung in Fläche 02 zeigt. Gleichzeitig mit dem Zögern bewegt Sebastian seine rechte Hand in den Handlungsraum, der zuvor interaktiv Tom zugeordnet wurde, und greift schließlich an den Boden der Flasche, die Tom weiterhin in der Hand hält.

03

Seb[v]: (( )) stopp!

Transkriptausschnitt 3: [Fläche 03] Tom und Sebastian gießen ein.

In dieser Konstellation beginnen Tom und Sebastian, jetzt über die Flasche in einer Handlungsinstanz verbunden, den Sirup in den Becher zu gießen. Sebastian wahrt mit dem Oberkörper eine markierte Distanz zu der gemeinsamen Handlung. Auch die Positionierung seiner Hand an der Flasche ist eher sekundär: Tom hält die Flasche im Scheitelpunkt der Bewegung, Sebastian im unteren Extrem, von wo aus dennoch eine Kontrolle des Neigungswinkels und eine Stabilisierung der Haltung möglich ist. Die Eingieß-Handlung wird also in interaktionaler wie materieller

Kooperation durchgeführt und ist in diesem Sinne eine gemeinsam hervorgebrachte Handlung. Dennoch orientieren sich die beiden an der interaktiv hergestellten Zuordnung der Autor*innenschaft zu Tom, wobei Sebastian eine ambivalente Kontroll- und Unterstützungsfunktion einnimmt.

Das Eingießen begleitet Sebastian mit einer nicht verständlichen Äußerung und schließlich mit der Aufforderung, »stopp!«, die Handlung zu einem Abschluss zu bringen. Als Aufforderung ist die Äußerung eine Anrufung (vgl. Althusser 2014 [1970]; Butler 1997a): Sie produziert einen vagen Adressaten – ob sie sich an das Interaktionsensemble als kooperative Handlungsinstanz richtet oder Tom als Autor der Handlung konstruiert, wird nicht deutlich. Vereindeutigt wird hingegen eine kontrollierende Subjektposition, die mit der vorausgeschickten Äußerung »aber nur ein schluck:.« interaktiv verankert wurde. Mit dieser verbalen Kontrollhandlung reproduziert er den zuvor interaktiv verfügbar gemachten Deutungsanspruch über die Geglücktheitsbedingungen der Handlung. Dieser Deutungsanspruch behält Gültigkeit, das Interaktionsensemble entspricht ihm ohne sichtbare bzw. interaktiv verhandelte Irritation und die Handlung wird beendet, indem die Flasche wieder einer senkrechten Position angenähert wird.

Sebastian greift nun mit der anderen Hand in den Handlungsraum vor Tom, während beide weiterhin gemeinsam die Flasche halten (siehe Transkriptausschnitt 4 auf S. Tabelle 4 auf der nächsten Seite). Er greift nach dem Becher, hebt ihn an den Flaschenhals und beginnt Teile des Sirups zurück zu gießen (Fläche 04).

Als seine Hand sich auf den Becher zubewegt und danach greift, ist die Reaktion von Tom minimal, eine genaue Betrachtung von Toms Blick im Zeitverlauf anhand des Videomaterials zeigt jedoch, dass dieser sehr wohl die Handlung quittiert, wenn auch nicht weiter verhandelt: Blick und Kopfpositur sind zunächst auf den Becher gerichtet. Als Sebastian nach dem Becher greift, refokussiert Tom kurz auf dessen Hand, um mit dem Fokus sofort wieder auf den Becher zurückzukehren. Als Sebastian diesen anhebt, folgt sein Blick dessen Bewegung mit einer leichten Verzögerung. Während der (unverständlichen) Äußerung durch Sebastian (Fläche 04), die mit dem Rückgießen koordiniert ist, bewegt sich der

04

Seb[v]: (( ))

05

Tom[v]: ah des son des se!

06

Tom[v]: ah:

07

Tom[v]: milan!
Seb[v]: só

Transkriptausschnitt 4: [Fläche 04–07] Zurückgießen.

Blick von Tom kurz in Richtung von Sebastian. Darauf folgt ein unfokussierter Moment, ein Blinzeln und unter Fixierung des Bechers mit

dem Blick eine Seitwärts-Bewegung mit dem Kopf um seine senkrechte Achse, die rhythmisch mit der Äußerung »ah des son des se!« (Fläche 05) koordiniert ist und sich mit Äußerungsende wieder auf dem Becher bzw. das Gießen als Fokuspunkt einfindet.

Mit diesen kleinen Refokussierungen macht Tom – ähnlich wie mit Hörer*innensignalen – nur marginal (wenn überhaupt) eine Interpretation der vorausgehenden Handlungen interaktiv verfügbar, bestätigt sie aber doch in ihrem Vorhandensein, bzw. dokumentiert seine Wahrnehmung. Tom quittiert also die Handlung von Sebastian, d. h. er dokumentiert auf Ebene des Handlungsvollzugs weder seine Akzeptanz noch Ablehnung für das Geschehen selbst, indiziert aber die Akzeptanz der Handlung auf einer implizit vorausgesetzten, metakommunikativen Bedeutungsebene, d. h. die Befugnis von Sebastian, korrigierend in das Eingießen – die Tom als Autor zugeordnet ist – einzugreifen.

Sebastian bringt bereits während Toms Äußerung den Becher wieder in die Senkrechte, hebt ihn allerdings nach einem kurzen Verlangsamen der Bewegung wieder an, um erneut etwas Sirup zurückzugießen und so eine Selbstkorrektur seiner Handlung durchzuführen (Fläche 06). Dieses Mal kommt es nicht nur zu einer Serie von Refokussierungen durch Tom: Während dieser zweiten Korrekturhandlung durch Sebastian spricht Tom namentlich einen anderen Betreuer, Milan, an, der sich im selben Raum befindet (»ah: milan!«, Fläche 06–07). Auf diese Weise bricht er die fokussierte Interaktion auf, indem er sich über eine verbale Modalität – der Blick wirkt hingegen eher unfokussiert – außerhalb der Interaktionseinheit orientiert. Gleichzeitig halten aber beide noch immer an der Flasche fest.

Sebastian beendet die Korrekturhandlung, indem er den Becher wieder vor Tom stellt, den ihm zugeordneten Handlungsraum wieder herstellt und mit der Diskurspartikel »só,« diesen Abschluss markiert, sowie die Ankündigung einer Folgehandlung relevant macht/projiziert (Fläche 07). Tom fokussiert darauf die manuelle Handlung von Sebastian, der mit der linken Hand nach dem Deckel der Flasche greift (Fläche 07). Auf diese Weise ist der gemeinsame Wahrnehmungsraum für die Interaktion wieder hergestellt.

08

Seb[v]:	••	da is es	WAsser,

09

Tom[v]:			ja!
Seb[v]:	tust du	des noch drauf?	

Transkriptausschnitt 5: [Fläche 08–09] Tom und Sebastian gießen ein.

Nun (siehe Transkriptausschnitt 5) wandert Toms Blick wieder auf den Becher. Sebastian beginnt daraufhin eine Orientierung zur nächsten Handlung zu äußern und löst damit die durch die Diskurspartikel etablierte Relevanz ein (Fläche 08). Die Äußerung beginnt mit einem deiktischen »da« und einer damit koordinierten Bewegung, mit der Sebastian den Messbecher in Toms Nähe rückt, auf den dieser wiederum seinen Blick richtet. Mit der Äußerung »da is es WAsser, tust du des noch drauf?« (Fläche 08–09) thematisiert Sebastian zunächst eine Vorbedingung einer Handlung (das Vorhandensein von Wasser) als Affirmation und schließlich die projizierte Handlung selbst als Aufforderung im Äußerungsmodus einer Frage (das Eingießen des Wassers in den Becher zum Sirup).

Tom löst seine bis dahin (!) an der Flasche positionierte Hand, greift nach dem Messbecher und antwortet mit »ja!« (Fläche 09). Sebastian steht auf und verlässt den Tisch, während Tom beginnt, die Handlung (Wasser einschenken) durchzuführen. Diese Handlung wird interaktiv als autonome Handlung hergestellt: Die Vorbereitungshandlungen durch

Sebastian (das Befüllen und Herbeibringen eines Messbechers mit Wasser, das zeitliche Ordnen der Schritte) werden erst zu diesem späten Zeitpunkt und als abgeschlossen thematisiert und so als separate Handlungen konstituiert. Sebastian übergibt die Autor*innenschaft für die projizierte Folgehandlung per Aufforderung an Tom, der die Aufforderung annimmt. Parallel dazu geschieht diese Zuordnung auch manuell durch die Bewegung des Messbechers zu Tom, der durch Ergreifen des Messbechers die Annahme der geforderten Autor*innenschaft dokumentiert. Auf diese Weise wird auch der vereindeutigend Tom zugeordnete Handlungsraum erneut ko-konstruiert. Durch Ergreifen des Messbechers kündigt Tom außerdem die Einlösung der Relevanz an, was direkt in der Durchführung der relevanten Handlung mündet.

6 Diskussion

In dieser Interaktionssequenz findet eine gemeinsam hergestellte Handlung statt. Die Durchführung sowie die Ergebnisse der Handlung basieren grundsätzlich auf der Kooperation in der Interaktion, d. h. auf der wechselseitigen Bezogenheit der einzelnen Handlungszüge und der Orientierungen. Auch die Konstitution von Handlungszügen als solche setzt die wechselseitige Orientierung und die Dokumentation dieser Orientierung voraus. Dies zeigt sich in der sequentiellen Organisation der Handlungen. Auf der anderen Seite ist die Interaktionssequenz aber auch von wechselnden Zuweisungen von Autor*innenschaft und durch eine starke Strukturierung in asymmetrische ›Rollen‹ – unterstützender Betreuer und unterstützter Klient – geprägt.

Die Zuweisung von Autor*innenschaft geschieht etwa durch die Konstitution örtlich verankerter Handlungsbereiche, die einzelnen Akteur*innen zugeordnet werden. Dies geschieht über die interaktive Organisation der Nähe-Distanz-Verhältnisse zu den Fokusobjekten (Sirupflasche, Becher, Messbecher), durch manuelle Handlungen (den Griff von Tom nach Flasche [Fläche 01] und Messbecher [Fläche 09]), aber auch durch verbale Handlungen, die mehr oder minder explizit Handlungseinheiten zuweisen bzw. deren Zuweisung dokumentieren. Beispiele solcher Zuweisungen von Handlungseinheiten sind etwa das »bitteschön.« (Flä-

che 01) von Sebastian, nachdem er Tom den Becher übergeben hat, die Handlungsaufforderung »da is es WAsser, tust du des noch drauf?« und die Antwort »ja!« (Fläche 08–09). Auffallend ist hier auch ein asymmetrisches Verhältnis zwischen der Betreuungsperson und dem Klienten in Bezug auf die Beteiligung an der Zuweisung. Tom ist hauptsächlich rezeptiv und eigeninitiativ – er dokumentiert durch sein Handeln Akzeptanz, Konkordanz oder einfach nur Verstehen von Handlungszuweisungen durch Sebastian und ergreift zum Teil, wie etwa beim Anheben der Flasche, Eigeninitiative zum Handeln (Selbstwahl). Anders als Sebastian betreibt er keine (overte) Fremdwahl.

Das Beispiel zeigt, wie die Betreuungsperson durch Handlungen verschiedener Modalitäten (verbal vorausgeschickte Einschränkung, Korrekturhandlung) den Deutungsanspruch über die Bedingungen des Gelingens der Handlung für sich in Anspruch nimmt, während Tom gleichzeitig wiederholt in gemeinsamer Herstellung als Autor der Handlung konstituiert wird. Die Interaktion ist damit ambivalent: In der Teilhabe an der Herstellung der Autor*innenschaft von Tom, also an der Konstitution von Tom als individuell abgrenzbar handelnder Instanz, besteht die Unterstützungshandlung von Sebastian.

Die Unterstützung geschieht durch das Setzen von Voraussetzungen – etwa das Holen von Becher und Messbecher, das Bemessen der Wassermenge im Messbecher, das Artikulieren eines Maßstabs für das Glücken der Handlung (»aber nur ein schluck:,«, Fläche 02) – und durch die Etablierung einer kontrollierenden Begleitung der Handlung, die sich in der konstanten Orientierung des Blicks, dem Griff nach der Flasche und der wiederholten Korrekturhandlung (Fläche 04–07) artikuliert.

Unterstützungshandlungen im Gespräch – wenn auch in Hinsicht auf die Modalität enger gefasst – werden ausführlich in Schmitt (1997) behandelt. Dieser stellt ein Muster für den Ablauf von Unterstützungshandlungen, die »Unterstützungssequenz« (Schmitt 1997: 56–58), auf und schlägt eine »›Typologie‹ unterstützender Verfahren« (Schmitt 1997: 72) vor. Unterstützungen sind nach Schmitt (1997) Verfahren, mit denen auf den Selbstvertretungsverzicht einer interaktionsbeteiligten Person reagiert werden kann (vgl. Schmitt 1997: 61–62). Es sind insofern ambivalente Verfahren, als sie nicht nur einen Unterstützungsbedarf

»bearbeiten und beheben« (Schmitt 1997: 62), sondern diesen »auch in interaktiv relevanter Weise manifest« (Schmitt 1997: 62) machen und damit Face-bedrohend sind (vgl. Schmitt 1997: 62).

Die in Schmitt (1997) beschriebenen strukturellen Merkmale von Unterstützungssequenzen lassen sich zumindest teilweise auch mit der hier analysierten Interaktionssituation in Verbindung bringen: So lässt sich etwa das Zögern von Tom vor dem Eingießen als »Vorfall« verstehen, der ein Eingreifen rechtfertigt (vgl. Schmitt 1997: 58–61). Zwar gehen dem bereits kontrollierend-einschränkende Äußerungen von Sebastian (Fläche 02–03) voraus, in Bezug auf die manuelle Handlung ist dies aber der Moment, wo das Handeln von Tom als Zurücktreten von einem (idealen) Selbstvertretungsanspruch verstanden werden kann.

Generell ist keine klare ›Vorfallstruktur‹ auszumachen und potentieller Unterstützungsbedarf wird routiniert antizipiert. Dies zeichnet die Interaktion auch in ihrem institutionell asymmetrischen Charakter aus (vgl. Schmitt 1997: 62). Dementsprechend ist die in Schmitt (1997) beschriebene Zurückhaltung des Unterstützenden (Sebastian) weniger deutlich, sehr wohl – und trotz der institutionellen Routiniertheit im Unterstützen – ist aber eine gewisse Irritation auf Seiten des Unterstützten (Tom) erkennbar (s.o.), als Sebastian eine länger dauernde Korrekturhandlung durchführt. Beim Einschenken des Sirups als gemeinsamer Handlung, die durch eine Unterstützungshandlung – den Griff nach der Flasche durch Sebastian – als solche zustande kommt, sind die von Schmitt (1997) beschriebene Ratifikation der Unterstützung (vgl. Schmitt 1997: 58, 70) wesentlich weniger augeprägt: Tom quittiert sie lediglich. Unter den Bedingungen, die Schmitt als ›normal‹ bezeichnet, wäre das wohl kaum möglich, spielt die Ratifikation in der »postunterstützten Interaktionsentwicklung« (Schmitt 1997: 70) doch eine Rolle in der Re-Etablierung der interaktiven Selbstvertretung (vgl. Schmitt 1997). Sie zeigt, anders formuliert, die distinkte Subjekthaftigkeit an. Dies passiert in gewisser Weise auch im Fall des hier behandelten Interaktionsausschnitts: Sebastian übergibt Tom den Messbecher mit dem Wasser und weist ihn an, dieses in den Becher zu gießen, während er sich räumlich entfernt (Fläche 08–09). Dennoch bleibt auch dieses Eingießen in entscheidender Weise durch Sebastian vorstrukturiert, indem er es in der

Aufforderung an Tom als Folgehandlung projiziert und die materiellen Bedingungen der Handlung (Wasser und Messbecher) zuvor festsetzt.

Auch in Schmitt (1997) wird der ambivalente Charakter von Unterstützungshandlungen hervorgehoben, der insbesondere mit der *Präferenz zur interaktiven Selbstvertretung* begründet wird. Schmitt (1997) zeigt anhand einer Reihe verschiedener Beispiele, wie diese Präferenz die interaktive Aushandlung von Unterstützungshandlungen strukturiert, was auch auf das hier analysierte Material anwendbar ist: So weisen die Initiativen von Sebastian, Tom als von ihm distinkte Handlungseinheit zu konstituieren, indem er sich beispielsweise von der gemeinsamen Einschenk-Handlung in seiner Körperhaltung distanziert, auf die Wirksamkeit einer solchen Präferenz hin. Im Sinne eines *doing subject* (vgl. Reckwitz 2012: 87) kann hier die Verbindung zwischen einer Manifestation von Autonomie im Handeln und der Zuerkennung von Subjekthaftigkeit beobachtet werden. Schmitt formuliert diesen Zusammenhang im gesprächsanalytischen Rahmen eher instrumentell:

> Die Präferenz zur interaktiven Selbstvertretung ist ein wesentliches Mittel, mit dem Beteiligte in Interaktionen ihre eigene Präsenz organisieren und die Möglichkeiten ihrer Partizipation in den unterschiedlichen Formen interaktiver Vergesellschaftung gestalten. (Schmitt 1997: 62)

Diese Perspektive zeigt sich vor dem Hintergrund der Daten dieser Arbeit als problematisch: Die Nutzbarkeit der Selbstvertetungspräferenz zur Organisation von Präsenz (der eigenen oder der einer anderen Person) ist nicht unbedingt symmetrisch verteilt. In Schmitt (1997) werden solche Fälle als institutionalisierte, asymmetrische Sonderfälle behandelt, während in der Regel von symmetrischen Verhältnissen ausgegangen wird.

Denkbar ist aber auch eine Umkehrung der Perspektive, unter der die Selbstvertretungspräferenz nicht als gegeben gesehen wird, sondern als Resultat der Subjektivierung, die (im Sinne eines doing subject) das Subjekt in seinen Handlungen zum iterativen Zitieren seiner Autonomie zwingt – da diese sonst nicht intelligibel sind –, selbst wenn dies das Handeln bzw. die Partizipation in Interaktion als abweichend markiert. Dann

sind es die Akteur*innen, die durch ihr Handeln die Selbstvertretungspräferenz hervorbringen und reproduzieren. Im Zuge dessen bringt das Handeln auch die Abweichung, weniger bzw. nicht autonome, »liminale« Subjekte, hervor. Diese sind keine Sonderfälle, sondern ein regelmäßiges Produkt der Konstitution der interaktiven Selbstvertretungspräferenz als Grenzziehung zwischen den Subjekten als einzelnen Handlungsinstanzen. Als markierte Abweichung – »Sonderfall« – sichern sie die Normalität des selbstvertretenen Subjekts, als Gegenbeispiel bedrohen sie deren Logik. Hierin liegt auch eine denkbare Motivation für die von Schmitt konstatierte »krisenhafte[ ] Qualität« (Schmitt 1997: 62) der Abweichung von der Selbstvertretungspräferenz und deren »[B]ehandlungs- und [N]ormalisierungsbedürftig[keit]« (Schmitt 1997: 62), die sich in der Zurückhaltung von Interagierenden vor Unterstützungshandlungen, der komplexen interaktionalen Bearbeitung derselben und Segregation und Institutionalisierung von stärkeren Abweichungen äußert, mit der die Subjekte Abweichungen managen, die ihren Status einer normalen, eindeutigen Subjekthaftigkeit bedrohen. Die Analyse in Schmitt (1997) reproduziert also selbst die Behandlungs- und Normalisierungsbedürftigkeit nicht selbstvertretener Subjekte, weil sie nicht hinter eine lokale Beschreibung von »Normalfall« und »Abweichung« zurückgreift. Die Selbstvertretungspräferenz ist nicht einfach ein Orientierungsprinzip menschlicher Interaktion, sondern eine interaktionale Symptomatik des autonomen Subjekts als Norm. Diese Beobachtung hat vor allem Implikationen für die methodologische Fassung von interaktionalen Phänomenen.

Das hier analysierte Beispiel aber zeigt, dass (1) Subjekthaftigkeit in der Interaktion hergestellt bzw. reproduziert wird, dass (2) bereits in die Konstruktion von Subjekthaftigkeit Asymmetrien eingeschrieben werden und dass (3) dabei Prozesse der Normalisierung und des Ausschlusses im Gange sind. Es geht also vielmehr um die wissenschaftlichen Erklärungsmuster, die auf die Phänomene angewendet werden. Wie auch Bergmann (2015) argumentiert, muss der Begriff der Ko-Konstruktion demzufolge einer kritischen Revision unterzogen werden, um ihn von der Idee der Kooperation zweier (oder mehrerer) souveräner Subjekte zu befreien. Dies gilt nicht nur für die Beschreibung von als ›abweichend‹

klassifizierter Kommunikation, sondern insbesondere für die als ›normal‹ Verstandene, um auf diese Weise in die Klassifikationsmechanismen selbst einzugreifen, die ›abweichende‹ Kommunikationssituationen und ›abweichende Subjekte‹ hervorbringt.

›Empowernde‹ Handlungen durch Betreuungskräfte, die auf die Autonomie abzielen, zu dispräferieren, soll nicht die direkte praktische bzw. politische Schlussfolgerung aus diesen Beobachtungen sein. Bedroht wird die Zuerkennung eines Subjektstatus aber wiederum, wenn die Herstellung einer eindeutigen und souveränen Autor*innenschaft – die eine wichtige Form der Anerkennung sein kann – im Vordergrund steht, wodurch die Asymmetrie selbst nicht bearbeitet werden kann. Subjektivierung ist für die Subjekte ein ambivalenter Prozess. Die Anerkennung der Distribuiertheit von Handlungsmacht als Grundbedingung menschlichen Handelns hat eine potentiell symmetrisierende Stoßrichtung.

Literatur

Althusser, Louis. 2014 [1970]. Ideology and ideological state apparatuses. In Louis Althusser (Hrsg.), *On the reproduction of capitalism: ideology and ideological state apparatuses*, 232–272. London: Verso.

Antaki, Charles. 2001. "D'You Like A Drink Then Do You?" Dissembling language and the construction of an impoverished life. *Journal of Language and Social Psychology* 20(1 & 2). 196–213.

Antaki, Charles, William M. L. Finlay, Chris Walton & Louise Pate. 2008. Offering choices to people with intellectual disabilities: an interactional study. *Journal of Intellectual Disability Research* 52(12). 1165–1175.

Antaki, Charles, Natasha Young & William M. L. Finlay. 2002. Shaping clients' answers: departures from neutrality in care-staff interviews with people with a learning disability. *Disability & Society* 17(4). 435–455.

Barnartt, Sharon N. 2010. Disability as a fluid state: introduction. In *Disability as a fluid state*, 1–22. Bingley: Emerald Group Publishing Limited.

Barnes, Colin & Geof Mercer. 1997. Breaking the mould? An introduction to doing disability research. In Colin Barnes & Geof Mercer (Hrsg.), *Doing disability research*, 2. Aufl., 1–14. Leeds: The Disability Press. *www.disability-studies.leeds.ac.uk/files/library/Barnes-Chapter-1.pdf* (Abruf 6. März 2017).

Bauer, Angelika. 2009. *Miteinander im Gespräch bleiben: Partizipation in aphasischen Alltagsgesprächen*. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.

Bergmann, Jörg. 2015. Einige Überlegungen zur Herkunft und zum Anspruch des Konzepts der Ko-Konstruktion. In Ulrich Dausendschön-Gay, Elisabeth Gülich & Ulrich Krafft (Hrsg.), *Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen*, 37–41. Bielefeld: Transcript.

Blommaert, Jan. 2005. *Discourse. a critical introduction* (Key topics in sociolinguistics). Cambridge: Cabridge University Press.

Butler, Judith. 1993. *Bodies that matter: On the discursive limits of "sex"*. London/New York: Routledge.

Butler, Judith. 1997a. *Excitable speech: A politics of the performative*. London/New York: Routledge.

Butler, Judith. 1997b. *The psychic life of power: Theories in subjection*. Stanford: Stanford University Press.

Butler, Judith. 2004. *Precarious life: The powers of mourning and violence*. London & New York: Verso.

Campbell, Fiona Kumari. 2009. *Contours of ableism: The production of disability and abledness*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Dausendschön-Gay, Ulrich, Elisabeth Gülich & Ulrich Krafft. 2015. Zu einem Konzept von Ko-Konstruktion. In Ulrich Dausendschön-Gay, Elisabeth Gülich & Ulrich Krafft (Hrsg.), *Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen*, 21–36. Bielefeld: Transcript.

Finlay, William M. L. & Charles Antaki. 2012. How staff pursue questions to adults with intellectual disabilities. *Journal of Intellectual Disability Research* 56(4). 361–370.

Finlay, William M. L., Charles Antaki & Chris Walton. 2008. Saying no to the staff: an analysis of refusals in a home for people with severe communication difficulties. *Sociology of Health & Illness* 30(1). 55–75.

Finlay, William M. L., Charles Antaki, Chris Walton & Penny Stribling. 2008. The dilemma for staff in "playing a game" with a person with profound intellectual disabilities: empowerment, inclusion and competence in interactional practice. *Sociology of Health & Illness* 30(4). 531–549.

Fornefeld, Barbara. 2008. Pädagogische Leitgedanken als Ausschluss-Prinzipien? In Barbara Fornefeld (Hrsg.), *Menschen mit Komplexer Be-*

hinderung. Selbstverständnis und Aufgaben der Behindertenpädagogik, 108–147. München & Basel: Ernst Reinhardt.

Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.

Garland-Thomson, Rosemarie. 2011. Integrating disability, transforming feminist theory. In Kim Q. Hall (Hrsg.), *Feminist disability studies*, 13–47. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.

Goffman, Erving. 1963. *Stigma: Notes on the management of spoiled identity*. London: Penguin Books.

Goodwin, Charles. 2000. Action and embodiment within situated human interaction. *Journal of Pragmatics* 32. 1489–1522.

Goodwin, Charles (Hrsg.). 2003a. *Conversation and brain damage*. Oxford: Oxford University Press.

Goodwin, Charles. 2003b. Introduction. In Charles Goodwin (Hrsg.), *Conversation and brain damage*, 3–20. Oxford: Oxford University Press.

Goodwin, Charles. 2013. The co-operative, transformative organization of human action and knowledge. *Journal of Pragmatics* 46. 8–23.

Hassemer, Jonas. 2015. *Subjekt, Körper und Interaktion: Zur Kommunikation in einer betreuten Wohngemeinschaft für Menschen mit Behinderungen*. Universität Wien Masterarbeit.

Hausendorf, Heiko. 1992. *Gespräch als System: Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Heritage, John. 1984. *Garfinkel and ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.

Maynard, Douglas W. & Steven E. Clayman. 1991. The diversity of ethnomethodology. *Annual Review of Sociology* 17. 385–418.

Posenau, André. 2014. *Analyse der Kommunikation zwischen dementen Bewohnern und dem Pflegepersonal während der Morgenpflege im Altenheim*. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.

Reckwitz, Andreas. 2012. *Subjekt*. 3. Auflage (Einsichten: Soziologische Themen, Themen der Soziologie). Bielefeld: Transcript.

Sachweh, Svenja. 1999. *»Schätzle hinsitze!«: Kommunikation in der Altenpflege*. Frankfurt am Main: Lang.

Sacks, Harvey. 1984. On doing "being ordinary". In J. Maxwell Atkinson & John Heritage (Hrsg.), *Structures of social action. studies in conversation analysis*, 413–429. Cambridge: Cambridge University Press.

Sacks, Harvey, Emanuel A. Schegloff & Gail Jefferson. 1974. A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language* 50(4). 696–735. (Abruf 16. April 2014).

Schmitt, Reinhold. 1997. Unterstützen im Gespräch: Zur Analyse manifester Kooperationsverfahren. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 16(1/2). 52–82.

Schütz, Alfred. 1993 [1932]. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Stukenbrock, Anja. 2009. Herausforderungen der multimodalen Transkription: Methodische und theoretische Überlegungen aus der wissenschaftlichen Praxis. In M. Hartung (Hrsg.), *Die Arbeit mit Transkripten in Fortbildung, Lehre und Forschung*, 144–169. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.

Waldschmidt, Anne. 2007. Macht – Wissen – Körper: Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In Anne Waldschmidt & Werner Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, 55–77. Bielefeld: Transcript.

Waldschmidt, Anne. 2008. »Wir Normalen« – »Die Behinderten«?: Erving Goffman meets Michel Foucault. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, 5799–5809. Frankfurt am Main: Campus.

Waldschmidt, Anne. 2012. *Selbstbestimmung als Konstruktion: Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer*. 2., korrigierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wilkinson, Ray, Steven Bloch & Michael Clarke. 2011. On the use of graphic resources in interaction by people with communication disorders. In Jürgen Streeck, Charles Goodwin & Curtis LeBaron (Hrsg.), *Embodied interaction. language and body in the material world*, 152–168. Cambridge: Cambridge University Press.

Sprachliches Kapital und ›Integration‹
Bourdieus sprachlicher Markt revisited am Beispiel der österreichischen ›Integrationsbotschafter_innen‹

Sabine Lehner *

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): 81–107

Abstract

Recent integration and language policies in Austria have successfully implemented a neoliberal regime based on ideas of integration-through-effort and integration-through-language (i.e. the knowledge of German). In 2011, the Austrian Federal Ministry for Europe, Integration and Foreign Affairs launched a campaign of the so-called 'Integrationsbotschafter' (ambassadors of integration), who are presented as 'successful' migrants and role models for other migrants. Drawing on Bourdieu's theory on linguistic market (1980) this paper investigates the online-published profiles of these ambassadors and examines whether and how they refer to their own linguistic repertoires as capital which leads to success in the labour market. As the results of this discourse analysis indicate, German serves as the sole linguistic capital of success, while other linguistic resources are not perceived as valuable capital, rendering them secondary or invisible. The paper shows that this campaign consolidates the neoliberal ideology of integration-through-effort which installs the logical nexus between knowledge of the German language and 'integration' as the preferred

* Korrespondierende Autorin: Sabine Lehner, Institut für Sprachwissenschaft, sabine.lehner@univie.ac.at.

emancipative narrative, minimizing the capital of non-German language resources.

Schlüsselwörter: Integration, Bourdieu, sprachliches Kapital, Diskurslinguistik

1 Einleitung

Die österreichische Gesetzgebung der letzten Jahre sah Verschärfungen im Zuwanderungsgesetz wie bspw. die Knüpfung des Aufenthaltstitels an den Nachweis von Deutschkenntnissen für Drittstaatsangehörige vor. Auch jüngste Debatten rund um die sog. ›Integrationsunwilligkeit‹ (vgl. Rheindorf im Erscheinen) zeigen, wie fest etabliert mittlerweile die gesellschaftliche Forderung, sich als Migrant_in zu integrieren respektive sich sprachlich zu assimilieren (vgl. Permoser und Rosenberger 2012) bis hin zu dessen Sanktionierung bei vermeintlicher ›Unwilligkeit‹ verankert ist. Dies zeugt auch von der rechtlichen Manifestierung des ›Integration durch Sprache‹-Diskurses (vgl. de Cillia und Dorostkar 2013; Flubacher 2014; Yeung und Flubacher 2016: 599) und wirft Fragen über Vorstellungen der gesellschaftlichen Teilhabe, Chancengleichheit und auch sozialen Ungleichheit sowie deren Konnex zu Sprachkenntnissen auf.

Aus soziologischer Sicht wird soziale Ungleichheit als »eine systematische ungleiche Verteilung von Lebenschancen bzw. von Möglichkeiten der Teilhabe an Gesellschaft und der Verfügung über gesellschaftlich relevante Ressourcen« definiert (Burzan 2010: 525–526). Trotz der von Burzan beschriebenen Kritik und Abkehr von der Fokussierung auf ökonomische Aspekte bei der Erklärung sozialer Ungleichheit in Klassen- bzw. Schichtmodellen der 1980er Jahre (vgl. Burzan 2010: 528) zeichnet sich dennoch eine gewisse Kontinuität ökonomischer Erklärungsansätze bis heute ab.

Pierre Bourdieu (1983) zieht ebenfalls aus der Wirtschaftsterminologie stammende Begriffe heran, um (ungleiche) Zugangsmöglichkeiten zu gesellschaftlichen Ressourcen zu erklären, was am deutlichsten aus seiner

Verwendung des Kapitalbegriffs hervorgeht. Diesen wendet er auch in Bezug auf sprachliche Ressourcen (*sprachliches Kapital*) an, um die Verteilung von Macht und verschiedenen Partizipationsmöglichkeiten abhängig von der Valorisation und Nützlichkeit sprachlicher Repertoires zu beschreiben. Auch andere (sozio)linguistische Arbeiten beleuchten gesellschaftliche Teilhabe und sprachliche Ressourcen unter dem Aspekt der sozialen Ungleichheit. Dies geschieht häufig im Kontext von Migration und Mehrsprachigkeit (vgl. Heller 2006; Philips 2006; Busch 2013: 132–133).

In dieser Arbeit bilden das empirische Material die im Internet präsentierten Profile von sog. ›Integrationsbotschafter_innen‹. Dabei handelt es sich um eine Aktion des Österreichischen Integrationsfonds (einer dem Außenministerium nahestehenden Organisation), in der Personen, denen ein sog. Migrationshintergrund zugeschrieben wird, als zentrale Figuren und Vorzeigemigrant_innen vorgestellt werden. Diese Aktion ist durch den vom ehemaligen Integrationsstaatssekretär und jetzigen Bundesminister für Europa, Integration und Äußeres, Sebastian Kurz[1], propagierten (politischen) Leitspruch ›Integration durch Leistung‹ gerahmt. Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, ob und inwiefern die Integrationsbotschafter_innen ihre sprachlichen Ressourcen als (sprachliches) Kapital in den metasprachlichen Ausführungen in ihren Profilen beschreiben und wie dieses in Zusammenhang mit Integration und Leistung thematisiert wird.

Zunächst wird die theoretische Rahmung des sprachlichen Kapitals nach Pierre Bourdieu (vgl. Abschnitt 2) vorgestellt. Im Anschluss daran wird die Aktion der ›Integrationsbotschafter_innen‹ und das Korpus präsentiert (Abschnitt 3). Das diskurslinguistisch ausgerichtete Vorgehen wird in Abschnitt 4 skizziert, worauf die Präsentation der Ergebnisse folgt (Abschnitt 5), die auf der Analyse der Akteur_innenebene, Worthäufigkeiten und Sprachideologien basieren. Abschließend (Abschnitt 6) werden die Forschungsfrage beantwortet und die wichtigsten Ergebnisse rekapituliert.

1 Sebastian Kurz ist seit 2013 Bundesminister und seit 2017 Bundesparteiobmann der Österreichischen Volkspartei (ÖVP).

2 Theoretischer Rahmen: Bourdieus sprachlicher Markt

Theoretisch knüpfe ich an Pierre Bourdieus sprachlichen Markt an, da dies erlaubt, den potentiellen bzw. (subjektiv) wahrgenommenen bzw. metadiskursiv hergestellten ›Marktwert‹ der sprachlichen Ressourcen der Integrationsbotschafter_innen am österreichischen Sprachenmarkt zu untersuchen.

Zunächst (Abschnitt 2.1) werde ich mich Bourdieus Theorie allgemein nähern, indem ich die verschiedenen Kapitalformen vorstelle. In einem weiteren Schritt (Abschnitt 2.2) werde ich spezifischer auf das sprachliche Kapital (und damit verbundene Begriffe) eingehen und exemplarisch auf aktuellere Studien verweisen, die im Themenbereich Mehrsprachigkeit angesiedelt sind und auf Bourdieus Kapitaltheorie aufbauen.

2.1 Kapitalformen

Allgemein versteht Bourdieu unter dem Begriff des Kapitals »akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ›inkorporierter‹ Form« (Bourdieu 1983: 183). Obwohl der Kapitalbegriff nicht zufällig an Marx erinnert, geht Bourdieu mit seiner Konzeptualisierung des Kapitals noch weiter als die marxistische Theorie und verschiedene konventionelle wirtschaftswissenschaftliche (ökonom[ist]ische) Zugänge, indem er die Existenz weiterer Kapitalformen[2] postuliert. Neben dem ökonomischen Kapital, welches »unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar« ist (Bourdieu 1983: 185), differenziert Bourdieu zwischen dem sozialen und kulturellen Kapital, wobei letzteres noch aus weiteren Unterformen (inkorporiertes, objektiviertes und institutionalisiertes Kulturkapital) besteht (vgl. Bourdieu 1983: 185).[3]

2 Welche er im Übrigen mit ›Macht‹ gleichsetzt (vgl. Bourdieu 1983: 184).

3 Bourdieu stellt für die unterschiedlichen Kapitalformen jeweils spezifische Erwerbs- und Tauschbedingungen fest, die den jeweiligen (markt)abhängigen Gesetzmäßigkeiten unterliegen.

Wie schon die Bezeichnung des inkorporierten Kapitals andeutet, geht Bourdieu davon aus, dass diese Art des kulturellen Kapitals dem Körper gewissermaßen eingeschrieben bzw. verinnerlicht ist und nur persönlich mittels Zeitinvestition erworben werden kann. Dementsprechend kann es im Gegensatz zu anderen Kapitalformen (wie bspw. dem ökonomischen Kapital in Form von Geld) nicht direkt weitergegeben bzw. vererbt werden. Zu dieser Art des körpergebundenen kulturellen Kapitals zählt Bourdieu im Wesentlichen Bildung und auch Sprachkenntnisse. Das objektivierte Kulturkapital entfaltet seine Wirksamkeit bzw. erhält seinen Wert erst in der Verbindung mit dem jeweiligen inkorporierten Kapital und besitzt zugleich eine materielle sowie eine symbolische Seite. So setzt der Gewinn aus dem materiellen Besitz eines Gemäldes oder einer Maschine die dementsprechenden Kompetenzen, Fähigkeiten bzw. das Wissen voraus (vgl. Bourdieu 1983: 186–188). Das institutionalisierte Kulturkapital, dessen Erwerb wiederum auf dem Besitz inkorporierten Kapitals basiert, nimmt in diversen Diplomen und Titeln Gestalt an, wodurch »dem von einer bestimmten Person besessenen Kulturkapital institutionelle Anerkennung verliehen« wird (Bourdieu 1983: 190).

Als letzte der drei Kapitalformen sei noch das soziale Kapital angeführt, welches auf dem Vorhandensein von (nützlichen) sozialen Kontakten bzw. Netzwerken, Beziehungen und Gruppenzugehörigkeiten basiert. Der Erhalt von Sozialkapital ist mit der (kontinuierlichen) Pflege der Sozialkontakte verbunden, die in gewissen Situationen von Nutzen sind bzw. Profit abwerfen können (vgl. Bourdieu 1983: 190–195).

2.2 Sprachliches Kapital

Sprachliches Kapital wird bei Bourdieu hauptsächlich als kulturelles Kapital diskutiert, wobei es auch in der Primär- und Sekundärliteratur Hinweise darauf gibt, dass Bourdieu es auch als soziales Kapital versteht (vgl. Auer 2013: 255). Für die Art und den Nutzen des jeweiligen sprachlichen Kapitals gilt das simple (Markt)Prinzip, dass »eine [sprachliche] Kompetenz nur so

lange einen Wert hat, wie ein Markt für sie existiert« (Bourdieu 1993 [1980]: 119). Jedem sprachlichen Austausch liegt nicht nur das Ziel der Informationsübertragung zugrunde, sondern diesem kommt stets auch ein symbolischer Wert zu (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 73), der auf die sozialen Machtbeziehungen verweist. Sprecher_innen streben allgemein nach symbolischem Profit bzw. Gewinn- und Profitmaximierung (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 73), auch wenn Bourdieu verschiedentlich betont, dass es sich hierbei nicht (immer) um intentionales bzw. bewusst ausgerichtetes Handeln oder Kalkül handelt (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 84–85). Der sprachliche Habitus, der im Laufe der Sozialisation (unbewusst) erworben wird, entspricht einer »bestimmten Neigung zum Sprechen und zum Aussprechen bestimmter Dinge« (Bourdieu 2012 [1982]: 41). Außerdem ist er »das Produkt der sozialen Verhältnisse […], eine der ›Situation‹ oder vielmehr einem Markt oder einem Feld angepaßte Diskursproduktion« (Bourdieu 1993 [1980]: 115). Bourdieu betont, dass »man Wörter benutzen [muss], die nicht nur grammatisch korrekt, sondern auch sozial akzeptabel sind« (Bourdieu 1993 [1980]: 116). Diese Akzeptabilität beruht auf den vorherrschenden Regeln bzw. Preisbildungsgesetzen des jeweiligen sprachlichen Marktes (vgl. Bourdieu 1993 [1980]: 116–117), womit Bourdieu Folgendes meint:

> Der sprachliche Markt ist etwas ganz Konkretes und ganz Abstraktes zugleich. Konkret ist er eine – mehr oder weniger offizielle und ritualisierte – soziale Situation, ein bestimmtes Ensemble von – in der sozialen Hierarchie mehr oder weniger hoch angesiedelten – Gesprächspartnern: dies alles Merkmale [sic], die noch unterhalb der Schwelle des Bewußtseins wahrgenommen und bewertet werden und unbewußt die sprachliche Produktion lenken. Abstrakt ist er ein bestimmter (variabler) Typ von Preisbildungsgesetzen für sprachliche Hervorbringungen. (Bourdieu 1993 [1980]: 117)

Jede Interaktion entspricht einem Mikro-Markt und verweist auf die Regeln und die (ungleichen sprachlichen, sozialen) Machtverhältnisse der Makroebene (vgl. Bourdieu 1993 [1980]: 118). Diese den Markt konstituierenden und die ungleichen Verhältnisse reproduzierenden Preisbildungsgesetze sorgen dafür, »daß die Produzenten von sprachlichen Produkten, von

Worten, nicht gleich sind. Die Machtverhältnisse, die auf diesem Markt herrschen und dafür sorgen, daß bestimmte Produzenten und bestimmte Produkte von Anfang an privilegiert sind, setzen voraus, daß der sprachliche Markt relativ einheitlich ist« (Bourdieu 1993 [1980]: 119).

Mit der Einführung des Begriffs der legitimen Sprache bringt Bourdieu ferner die Dimension der ungleichen Verteilung des sprachlichen Kapitals zum Ausdruck: die legitime Sprache entspricht denjenigen Sprachkenntnissen bzw. jenem sprachlichen Kapital, welches mit zunehmendem Formalitätsgrad erforderlich und beispielsweise bei offiziellen Anlässen und im Bildungswesen zugelassen ist (vgl. Bourdieu 1993 [1980]: 120). Die legitime Sprache stellt bei Bourdieu die offizielle, kodifizierte Standardsprache dar, welche den Sprachpraxen der Herrschenden entspricht (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 59). In ebendiesen offiziellen Situationen kommen die vorherrschenden Marktgesetze am klarsten zum Vorschein (vgl. Bourdieu 1993 [1980]: 124). Diejenigen Sprecher_innen, die nicht über dieses erforderliche sprachliche Kapital verfügen, müssen sich einerseits bemühen und werden – im Extremfall – durch Zensureffekte zum Schweigen gebracht (vgl. Bourdieu 1993 [1980]: 125). Zudem sind sie »von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen« (Bourdieu 2012 [1982]: 60). Mit dem Begriff der Zensur unterstreicht Bourdieu, dass jede Aussage ein Kompromiss bzw. eine Verbindung »aus dem, was gesagt werden sollte oder wollte und dem, was bei einer gegebenen, für ein bestimmtes Feld konstitutiven Struktur gesagt werden konnte«, darstellt (Bourdieu 1993 [1980]: 131). Er führt weiter aus, dass »das in einem bestimmten Feld Sagbare« und

> die Merkmale des Diskurses […] auf die sozialen Bedingungen seiner Produktion zurückzuführen sind, das heißt auf die Bedingungen, die für das gelten, was zu sagen ist, und auf die Bedingungen, die für das Rezeptionsfeld gelten, in dem dieses Zu-Sagende gehört werden wird. (Bourdieu 1993 [1980]: 131)

Nicht nur dieses Zitat weist eine Parallele zum *Voice*-Konzept (vgl. Blommaert 2005: 68, 2008; nach Hymes 1996) auf, sondern auch an anderen

Stellen wird die Nähe dazu deutlich: »Die Sprachkompetenz, die ausreicht, um Sätze zu bilden, kann völlig unzureichend sein, um Sätze zu bilden, auf die gehört wird« (Bourdieu 2012 [1982]: 60; Hervorhebung im Original). Der Besitz der legitimen Sprachkompetenz dient als Distinktionsmerkmal ob ihres (begehrten) Seltenheitswerts, der durch den sprachlichen Markt garantiert wird (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 61). Doch nicht nur der Besitz dieses sprachlichen Kapitals ist ungleich verteilt, sondern auch die Möglichkeiten des Erwerbszugangs (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 62–63). Eine zentrale Rolle kommt beim Erwerb und der Verteilung kultureller Kapitalformen (neben der Familie) dem Bildungssystem bzw. der Schule zu.[4]

> Der Platz, den das Bildungssystem verschiedenen Sprachen […] einräumt, ist nur deshalb ein derart umstrittenes Objekt, weil diese Institution das Monopol auf die massenhafte Produktion von Produzenten-Konsumenten hat, also auf die Reproduktion desjenigen Marktes, von dem der gesellschaftliche Wert der Sprachkompetenz – ihre Eignung, als Sprachkapital zu fungieren – abhängt. (Bourdieu 2012 [1982]: 63)

Die Regeln bzw. Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Marktes (wie auch der Erwerb des Habitus) setzen sich durch Sanktionen und Zensurvorgänge durch (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 41) und äußern sich als Zwänge auf die Sprecher_innen. Diese beziehen sich in Hinblick auf die sprachliche Produktion nicht nur auf die ›Formseite‹, den Stil, die Grammatik und Aussprache etc., sondern bestimmen, welche Sprache als legitime Sprache zugelassen ist und beeinflussen auf einer inhaltlichen Ebene, was überhaupt gesagt werden kann (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 85).

Abschließend sei zuletzt noch kurz exemplarisch auf Arbeiten hingewiesen, die ähnlich wie Bourdieu die Schule als zentrale Institution des Erwerbs kulturellen bzw. sprachlichen Kapitals mit den festgestellten ungleichen Zugangsressourcen (vor allem für mehrsprachige Schüler_innen)

4 Bourdieu unterstreicht des Öfteren den wichtigen Stellenwert von Familie und Schule, was er beispielsweise ausführlicher in seinem Werk »Die feinen Unterschiede« (1987 [1979]: 150) diskutiert.

sehen. Dirim und Mecheril (2010) arbeiten beispielsweise die Gatekeeper-Funktion der monolingual ausgerichteten Schule (Gogolin 2008) heraus, in welcher der Erwerb und der Besitz der Standardsprache als legitimes und zum (gesellschaftlichen) Aufstieg verhelfendes Idiom vorausgesetzt wird und bestehende Ungleichheiten reproduziert werden. Hier knüpfen die Autor_innen ebenfalls (u.a.) theoretisch an den Kapitalgedanken von Bourdieu an und beleuchten die Mechanismen der Herstellung illegitimer Sprachen und die weitreichenden Folgen bei fehlender Beherrschung der legitimen Sprache für mehrsprachige Kinder. Auch Brizić (2013) thematisiert soziale Ungleichheit und Spracherwerb bzw. sprachliches Kapital im Bildungssystem und stützt sich mitunter auf Bourdieu. Die Autorin nähert sich hier aus soziolinguistischer Perspektive dem Phänomen der intergenerationalen Sprach-Transmission und den Faktoren, die beeinflussen, ob familiäres sprachliches Kapital in der Einwanderungsgesellschaft an die Kinder weitergegeben wird und wie dieses in Hinblick auf potentielle Schul- bzw. Aufstiegsmöglichkeiten bewertet wird.

Ähnliche Ausschluss- und Ungleichheitsphänomene werden auch in Hinblick auf Aufenthaltstitel sowie Arbeitserlaubnis und Erwerbstätigkeit aus soziolinguistischer Perspektive kritisch betrachtet. Dabei wird die Kapitalisierung bzw. Kommodifizierung von Sprachkenntnissen untersucht und der Frage nachgegangen, auf welche Weise Forderungen bestimmter Sprachkenntnisse Ausschlüsse produzieren (vgl. Duchêne et al. 2013; Yeung und Flubacher 2016; Flubacher und Del Percio 2017).

3 Korpus

Das Korpus der vorliegenden Arbeit bilden die über das Internet abrufbaren Profile der sog. »Integrationsbotschafter« (im Weiteren IB), die sich mit einem Foto, einem Zitat und einer Eigenbeschreibung vorstellen. Sie sind Teil eines 2012 vom Österreichischen Integrationsfonds (ÖIF)[5] lancierten

5 Der Integrationsfonds wird vom Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres finanziert, was auch die Präsenz von Sebastian Kurz (in den Fotos), dem ehemaligen Staatssekretär für Integration und jetzigen Außenminister,

Projekts *zusammen:österreich*. Im folgenden Zitat wird das (politische) Rahmenprogramm und das Ziel der Aktion beschrieben: »›Integration durch Leistung‹ So lautet das Motto von Staatssekretär [sic] Sebastian Kurz. Nun holt er Migranten vor den Vorhang, die in Österreich etwas erreicht haben. Diese ›Helden von nebenan‹ sollen als Integrationsbotschafter anderen Migranten als Vorbild dienen.«[6] Neben dem Internetauftritt besuchen die Integrationsbotschafter_innen (zumeist mit Sebastian Kurz) Schulen, in denen sie »[a]ls Positiv-Beispiele […] davon [erzählen], wie sie es geschafft haben, etwas aus sich zu machen«.[7] Die Integrationsbotschafter_innen[8] lassen sich grob in drei Akteur_innengruppen gliedern: Neben den Einzelpersonen, die insgesamt die größte Gruppe darstellen und auf denen der Fokus der Aktion liegt, fungieren auch Schulen und Firmen/Organisationen als Integrationsbotschafter_innen. In der Analyse werden allerdings nur diejenigen Profile der insgesamt 276 Einzelpersonen berücksichtigt, die in irgendeiner Form sprachbezogene Inhalte enthalten[9] (vgl. Abschnitt 5), was das

---

erklärt.

6 *Die neuen Integrationsbotschafter*: www.integrationsfonds.at/magazine/ausgaben_2011/ausgabe_032011_zusammenleben_mit_charme_und_takt/die_neuen_integrationsbotschafter/ (Abruf 28. März 2015).

7 Die neuen Integrationsbotschafter (siehe oben).

8 Insgesamt gab es zum Erhebungsstichtag 447 Integrationsbotschafter_innen (vgl. www.zusammen-oesterreich.at/index.php?id=15 (Abruf 28. März 2015)). Mittlerweile gab es einen Relaunch der Website (Abruf 20. April 2017), welcher mit einer Neugestaltung der Profile einherging. Aus diesem Grund sind die analysierten Profile und weitere Links in der damaligen Form nicht mehr online abrufbar. Bei Interesse können die archivierten Daten gerne nach Anfrage bei der Autorin eingesehen werden.

9 Für diesen Filterprozess wurde der Parameter herangezogen, ob die biographischen Ausführungen das Morphem »sprach«, »sprech« oder »deutsch« enthalten oder (indirekt) andere sprachliche Phänomene beschreiben (bspw. (Sprach)Einstellungen zu Dialekten; Evaluierungen von Deutschkenntnissen etc.).

Analysekorpus auf 113 Profile reduziert. Darin zeigt sich aber bereits eine wichtige Erkenntnis: Nachdem 163 Personen und somit mehr als die Hälfte der insgesamt 276 Integrationsbotschafter_innen keine metasprachlichen Beschreibungen über ihr Sprachenrepertoire treffen, kann man zwar keine konkreten inhaltlichen Aussagen treffen, doch kann man im Umkehrschluss festhalten, dass ein großer Teil seine sprachlichen Ressourcen zumindest nicht als (besonders relevantes) Kapital beschreibt.

4 Methodisches Vorgehen

Die Analyse der Profile der Integrationsbotschafter_innen erfolgt auf drei Analyseebenen (siehe unten), wobei ich mich hierbei am methodologischen Mehr-Ebenen-Analyse Modell (DIMEAN) nach Spitzmüller und Warnke (2011: 135–201) orientiere. In einem ersten Schritt (5.1) wird allgemein die Struktur der Internetprofile nachgezeichnet und eruiert, wie die Integrationsbotschafter_innen durch die (redaktionellen) Vorgaben inszeniert werden. Obwohl Spitzmüller und Warnke die Analyse der visuellen Textstruktur auf der intratextuellen Ebene ansiedeln (2011: 166–171; 201), sehe ich dies eher auf der Akteur_innenebene verortet, da dies deutlich macht, welche Textproduktionsrollen den Integrationsbotschafter_innen in der (bereits vorstrukturierten) Maskengestaltung dieser Profile zukommen. Darauf folgt die Analyse auf der intratextuellen Ebene in Form einer Worthäufigkeitsanalyse derjenigen 113 Profile, die Sprachliches thematisieren. Das Interesse an einer Fokussierung auf die Wortebene sehe ich in der folgenden kurzen und prägnanten Erklärung begründet: »Das singuläre Wort ist als lexikalischer Abdruck und Gestaltungselement des Diskurses für zahlreiche Fragestellungen erklärungsmächtig« (Spitzmüller und Warnke 2011: 139). Es werden die häufigsten Substantive und Verben vorgestellt, wodurch dem Hinweis Rechnung getragen wird, dass dem Substantiv als alleinige/dominante analytische Kategorie kein Vorschub geleistet werden sollte (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 140). Auf der transtextuellen Ebene werden die in den Profilen vorgefundenen dominanten metasprachlichen

bzw. sprachideologischen Beschreibungen präsentiert. Wie Philips (2006: 474) bemerkt, sind Sprache und soziale Ungleichheit eng mit Sprachideologien verknüpft. Um diesem Aspekt nachzugehen, lege ich meiner Untersuchung einen breiten Ideologiebegriff zugrunde und möchte damit »Bewertungen von Sprachen, ihr Ranking im Kontext gesellschaftlicher oder politischer Einstellungen« (Spitzmüller und Warnke 2011: 196) analytisch erfassen.

Die Kombination aus diesen Analysedimensionen und das hier beschriebene methodische Vorgehen soll es erlauben, einerseits ein umfassendes Bild der Profile zu gewinnen. Andererseits soll es ermöglichen, die metasprachlichen Ausführungen und Einschätzungen des sprachlichen Repertoires bzw. des sprachlichen Kapitals zu beschreiben und somit auch abschließend (Abschnitt 6) auf Bourdieu zurückzukommen.

5 Analyse

5.1 Akteur_innenebene: Profile der Integrationsbotschafter_innen

Über die Startseite von *zusammen:österreich*[10] gelangt man über die Rubrik Integrationsbotschafter auf eine Übersicht aller durch die Profilfotos repräsentierten Integrationsbotschafter_innen. Wie Abbildung 1 (vgl. Anhang[11]) exemplarisch zeigt, setzt sich das Layout der Profilseiten hauptsächlich aus den folgenden Komponenten zusammen: Neben dem rot-weißen *zusammen:österreich*-Logo befinden sich in einer oberen Zeile[12] die Punkte *Über*, *Termine*, *Kontakt*, *Video* und *Botschafter* sowie ein Facebook-Symbol. Darunter ist die Seite in zwei große (hellgrau unterlegte) Felder

10 www.zusammen-oesterreich.at/index.php?id=2 (Abruf 28. März 2015).

11 Der Anhang ist online auf http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/802017/lehner-anhang.pdf verfügbar.

12 Die Farbzusammensetzung erinnert an die Farben der österreichischen Flagge.

eingeteilt, die linke Seite umfasst persönliche Informationen und die rechte Seite stellt die Rubrik Termine dar, die auf vergangene oder kommende Veranstaltungen (mit Datum, Ort und Hyperlink) hinweisen, an denen der_die IB teilnehmen wird/teilgenommen hat. Die linke Spalte enthält zunächst den (in roten Lettern gedruckten) Namen der_des IB. Darunter befindet sich ein Profilfoto des_der IB, rechts davon steht ein durch Anführungszeichen eingeleitetes Zitat, Motto oder ein Leitspruch.[13] Hier lässt sich häufig ein Bezug zum Thema »Integration« beobachten, was einerseits explizit durch die (oder etwas abgewandelte) Phrase »Integration bedeutet für mich...« (bspw. IB 5, IB_64[14]) eingeleitet wird.[15] Es werden auch andere Aspekte oder Momente der Migrationserfahrung bzw. Integration, des Erfolgs oder der Leistung (indirekt) thematisiert. In manchen (aber in geringerer Zahl auftretenden) Fällen werden auch Themen in den Zitaten angesprochen, die nicht offensichtlich etwas mit Leistung, Integration oder Migration zu tun haben.[16] Nur in sehr wenigen Fällen ist die Position, die mit einem Anführungszeichen markiert ist und an der wie bei den anderen Profilen ein Zitat/Motto steht, leer bzw. frei gehalten. Es lässt sich aber auch beobachten, dass in manchen Fällen an dieser Stelle Passagen aus dem Fließtext der unten stehenden biographischen Beschreibungen wiedergegeben werden, wie bspw. bei IB_11. Dies könnte möglicherweise auf eine

13 Dass es sich hier um ein Zitat handelt, ist im Wesentlichen nur durch das eröffnende hochgestellte Anführungszeichen markiert. Ferner wird erst durch die Lektüre dieser (meist kurz gehaltenen) Zeilen bzw. des Inhalts deutlich, dass es sich um Zitate, Sprüche etc. handelt, auch wenn diese nicht als solche ausgewiesen sind.

14 Die Kürzel und der Quellennachweis für das Korpus ist der Übersicht im Anhang zu entnehmen.

15 Zudem wird gelegentlich in diesen Zitaten auch das Thema Sprache und Integration miteinander in Beziehung gesetzt, wie bspw. bei IB2: »Eine gelungene Integration ist eine große Chance für jede Gesellschaft, wenn alle Seiten sie ernst nehmen und umsetzen und die Sprache ist der Schlüssel dafür!«

16 Wie bspw. bei IB_4: »Wissen ist ein leichter Koffer, den man überall hin mitnehmen kann.«

nachträgliche redaktionelle Bearbeitung hindeuten. Insgesamt lässt sich – gemäß der politischen Agenda – ein starker Fokus bzw. eine Ausrichtung auf die Makrothemen *Integration* bzw. *Leistung* beobachten.

Nach dem Zitat folgen auf den Profilseiten die beiden Kategorien *Herkunft* und *Tätigkeit*, welche in allen Fällen knapp beantwortet werden. Die angegebenen Herkunftsländer sind sehr divers, wobei Österreich – bis auf zwei Ausnahmen – nicht angeführt wird. Dies ist interessant, denn – das geht aus dem Vergleich mit den biographischen Ausführungen hervor – sind wesentlich mehr als diese zwei Ausnahmen in Österreich geboren oder als Kleinkinder nach Österreich migriert und hauptsächlich in Österreich sozialisiert worden. Somit lässt sich festhalten, dass in dieser Kategorie fast ausnahmslos – selbst bei post-migrantischer Geschichte – einer anderen bzw. fremden Herkunft (begründet im eigenen Geburtsort oder in jenem der Eltern oder eines Elternteils) nachhaltig eine zentrale Rolle zugeteilt wird.

Auch die angegebenen Tätigkeiten zeichnen ein buntes Bild, wenngleich unter den Integrationsbotschafter_innen überwiegend eine Vollbeschäftigung vorliegt oder ein Studium betrieben wird. Außerdem lässt sich ein Schwerpunkt auf den öffentlichen Sektor, prestigereiche Berufe, Medien/ Fernsehen, Wirtschaft, Tätigkeiten im Sprachenbereich (Sprachkursleiter_innen, Dolmetschtätigkeiten etc.) – wo offenbar ein Sprachenmarkt für mehrsprachige Ressourcen respektive mehrsprachiges Kapital besteht – sowie die Ausübung von Ehrenämtern feststellen.

Unter dem Profilfoto und nach der Tätigkeit folgt ein (unterschiedlich langer) Begleittext bzw. eine Eigenbeschreibung, in denen (zumeist) aus der Ich-Perspektive die_der IB einige Elemente der eigenen Biographie thematisiert und den eigenen (erfolgreichen!) Werdegang beschreibt. Meistens beginnt die Eigenbeschreibung mit der Nennung des Geburtsorts und dem Zeitpunkt der Migration nach Österreich. Eine redaktionelle Bearbeitung wird hier bei vier Profilen deutlich, bei denen in der 3. Person Singular die Biographie geschildert wird (IB 23, IB 26, IB 111 und IB 112).

Als weiteres Element enthalten einige wenige Profile auch zusätzlich ein YouTube-Video der Berufsorientierungsplattform *watchado*,[17] in dem die jeweiligen Integrationsbotschafter_innen sich in einem zwischen drei- und vierminütigen Video vorstellen und dabei acht Fragen zu ihrer Tätigkeit/Beruf (und Person) beantworten.

Für die Profile lässt sich bis jetzt festhalten, dass nicht klar ist, inwiefern bzw. in welchem Ausmaß diese redaktionell (nach)bearbeitet werden. Mit Rückgriff auf die Terminologie der Textproduktionsrollen von Goffman (Differenzierung zwischen *Animator*, *Author* und *Principal*; vgl. Goffman 1981: 145–146, Spitzmüller und Warnke 2011: 174–176), womit sich die Handlungspotentiale der Akteur_innen in der Diskursproduktion gut beschreiben lassen, sind die Integrationsbotschafter_innen vordergründig die Akteur_innen der Äußerungen (*Animator*), da ihnen diese in der persönlichen Profilgestaltung zugeschrieben werden. Ferner wird ihnen vermutlich auch die Autor_innenschaft zugewiesen (*Author*, Akteur_innen der Formulierung), wobei hier gewisse Zweifel angebracht sind, da Profile nicht direkt und selbstständig auf der Seite angelegt bzw. veröffentlicht werden können. Wie vereinzelt aufgezeigt wurde, finden sich auch fremde bzw. nicht von der Integrationsbotschafter_in (in der ersten Person) getätigte Aussagen. Durch die standardisierte Maske und das Makrothema Integration und Leistung ist außerdem ein gewisser (inhaltlicher) Rahmen vorgegeben. Ferner obliegt der Redaktion bzw. dem Team hinter dem Projekt als *Principal* (›Akteur_innen der Beauftragung‹) eine weitere Entscheidungsmacht, da es sich hier nicht um eine offene Plattform handelt, sondern man als Integrationsbotschafter_in erst zugelassen werden muss.

17 www.whatchado.com/de/ (Abruf 11. Juli 2017). Es lässt sich zwischen *watchado* und dem *zusammen:österreich*-Projekt eine weitere Verbindung finden, da Kambis Kohansal Vajargah (IB 52) bei der Gründung von *watchado* mitbeteiligt war.

5.2 Intratextuelle Ebene: Wortorientierte Analyse: Substantive und Verben

Die wortorientierte Analyse bezieht sich auf die Zitate und Eigenbeschreibungen jener 113 Profile, die auch sprachbezogene Aussagen enthalten. Um einen Eindruck über die inhaltlich-lexikalische Zusammensetzung des durch das Korpus repräsentierten Diskurses zu gewinnen, wurden Worthäufigkeiten[18] mithilfe der Analysesoftware MAXQDA ermittelt. Im Folgenden werden im Speziellen die häufigsten Substantive und Verben vorgestellt.

5.2.1 Substantive

Die häufigsten fünf Substantive sind *Österreich*[19] (155[20]), *Integration* (104), *Wien* (90), *Sprache* (81) und *Jahren*[21] (71). Dies zeigt, dass in den Profilen

18 Die vollständige Auflistung der Worthäufigkeiten befindet sich im Anhang. Bei den im Folgenden präsentierten Zahlen handelt es sich um ungewichtete, absolute Häufigkeiten. Mit den ermittelten Worthäufigkeiten wird beschrieben, wie oft ein Begriff im gesamten Korpus vorkommt.

19 *Österreich* ist im Übrigen nicht nur das häufigste Substantiv, sondern auch der erste Begriff, der keine Konjunktion, kein Pronomen oder Realisierungen des Verbs *sein* oder *haben* ist (vgl. Anhang). Die Konjunktion *und* ist mit 1021 Vorkommen das häufigste Wort, *ich* (972 Mal) das zweithäufigste und *in* (655 Mal) das dritthäufigste Wort. Während die ersten 18 häufigsten Worte Konjunktionen, Präpositionen und Ausprägungen von *sein* oder *haben* sind und sehr häufig auftreten, steht *Österreich* an der 19. Stelle mit »nur«155 Vorkommen als erster Begriff, der somit (in Kombination mit weiteren Begriffen) etwas mehr an Inhaltlichem preisgibt als die zuvor genannten Funktionswörter.

20 Die Zahl in der Klammer entspricht der Häufigkeit des Auftretens des Begriffs.

21 Das Morphem /jahr/ kommt noch weitere 52 Mal in *Jahre* und *Jahr* (48) vor, womit es mit 171 Vorkommen den ersten Begriff *Österreich* übersteigt. Ein Blick auf die Daten macht deutlich, dass Beschreibungen, in denen das Morphem /jahr/ vorkommt, zumeist Beschreibungen des eigenen Alters, des Alters der

räumliche/örtliche und zeitliche Bezüge, Integration und Sprache häufig thematisiert werden. In einem weiteren Schritt habe ich auf Basis der ermittelten Worthäufigkeiten Kategorien[22] gebildet und diejenigen Wörter/Begriffe (Substantive), die öfter als zehn Mal im gesamten Korpus auftreten, diesen zugeordnet. Die Aufteilung der Substantive auf die Kategorien gestaltet sich wie folgt:

> konkrete, offizielle Orts/Länderbezeichnungen (353), weitere Substantive (324), Akteur_innen im weitesten Sinne (272), zeitbezogene Begriffe (223), Bildungseinrichtungen – bzw. bildungsbezogene Tätigkeiten bzw. Bereiche (214), sprachbezogene Begriffe (192), abstraktere Orts- bzw. Raumbezeichnungen (83), stellvertretende Begriffe, die abstrakt auf eine Migrationsgeschichte hinweisen, Ursprünge/Herkunft thematisieren[23](74), Arbeit (28), abstrakte Substantive bzw. Hochwertwörter (17) und Unwertwörter (12).

Wie diese Einteilung und die gewählten Kategorienbezeichnungen bereits deutlich machen, verweisen diese auf unterschiedliche inhaltliche, linguistische Dimensionen und sind unterschiedlich abstrakt (Aspekte des Raums und der Zeit versus Sprache, Bildung versus Hochwert/Unwertwörter). Neben den bereits oben erwähnten (am häufigsten vorgekommenen) Einzelbegriffen *Österreich*, *Integration*, *Wien*, *Sprache* und *Jahren* zeigt sich bei den Kategorien, dass auch hier Raum (bzw. konkrete Orts-/Länderbezeichnungen) mit 353 Vorkommen als größte Gruppe hervortritt. Neben Akteur_innen zeigen sich auch Zeit, bildungsbezogene Inhalte und sprachbezogene Ausdrücke als ebenfalls stark vertretene Kategorien. Diese

---

Eltern, als diese nach Österreich kamen, die Dauer des Aufenthalts in einem Land oder in Österreich, oder allgemeine andere Beschreibungen der Dauer (der Ausübung einer Tätigkeit, Berufs) sind.

22 Die durch diesen Prozess entwickelten Kategorien bzw. Gruppen(bezeichnungen) und die Zuordnungen der Begriffe sind der Tabelle 1 im Anhang zu entnehmen.

23 Und somit ebenfalls eine räumliche Verortung beschreiben.

erste lexikalische Annäherung an das Korpus macht deutlich, dass Sprache und Bildung – bei Bourdieu zwei zentrale Formen des inkorporierten, kulturellen Kapitals (1983: 186) – zu relevanten bzw. zumindest häufig besprochenen Themen der Profile zählen. Ferner ist interessant, dass negativ besetzte Begriffe bzw. Unwertwörter (wie Vorurteile) selten auftauchen. Es sei ebenfalls kurz darauf hingewiesen, dass bestimmte Begriffe nicht bzw. nur selten erwähnt werden, die allerdings in Anbetracht des Kontextes bzw. Feldes möglicherweise zu erwarten wären: So tritt bspw. *Leistung* nur acht Mal im gesamten Korpus auf, ebenso ist *Mehrsprachigkeit* (inklusive *mehrsprachig*) nur insgesamt zehn Mal vertreten. Somit ist zumindest festzuhalten, dass der (politische bzw. programmatische) Leistungsbegriff nicht (bzw. selten) direkt als solcher in den Daten abgebildet ist und Mehrsprachigkeit mit diesem Begriff auch nur selten zu finden ist.

5.2.2 Verben

Die mit Abstand häufigsten Verben sind *sein* (760) und *haben* (370), die an sich (isoliert) tendenziell keinen (spezifischen lexikalischen) Inhalt transportieren. Daneben finden sich folgende ebenfalls zu Kategorien[24] zusammengefasste Verben: Modalverben bilden mit 171 Ausprägungen die zweithäufigste Gruppe und umfassen die Verben *können*, *wollen*, *sollen*, *müssen*. Dieser Befund ist interessant, da mittels Modalverben ebenfalls keine konkreten Handlungen benannt werden, sondern häufig Handlungspotentiale beschreiben bzw. thematisiert werden. Eine weitere Gruppe bilden Verben, die kognitive/mentale Prozesse (v.a. des Lernens, Wissenserwerbs) (mit 129 Vorkommen) ausdrücken: *lernen*, *erlernen*, *absolvieren*, *abschließen*, *besuchen*, *studieren*, *kennen*. Die letzte größere Gruppe bilden Bewegungsverben wie *gehen*, *kommen*, die zusammen 77 Realisierungen haben. Neben den hier

24 Die Zusammenfassung der Verben entsprach im Analyseprozess insofern bereits ein relevanter Schritt, da diese in unterschiedlichen Tempi, Modi und Personen realisiert sind. Für die Kategorienbildung wurden zuerst die häufigsten Verben ermittelt und anschließend zu Gruppen zusammengefasst.

genannten Gruppen treten weiters *leben** (73), *machen* (39) *arbeiten* (36), *bedeuten* (27), *aufwachsen* (25), *beginnen* (20), *geben* (15), *finden* (13) und *integrieren* (10) im Korpus auf. Das Verb *sprechen* taucht im Übrigen insgesamt nur 19 Mal auf. Zwar erlaubt die Analyse der Worthäufigkeiten keine tatsächliche inhaltliche Gewichtung oder Bewertung, doch zeigen die Häufigkeiten der genannten Verben, dass neben der Beschreibung von Modalitäten auch kognitiven Verben, die häufig auf Wissenserweiterung und Erwerb inkorporierten kulturellen Kapitals verweisen, eine große Rolle zukommen. Dies weist eine Parallele zu den im letzten Abschnitt präsentierten Ergebnissen (Substantive) auf, die zeigten, dass Bildung und Sprache durch Substantive als Inhalte thematisiert werden. Dies deutet darauf hin, dass in den Profilen der Integrationsbotschafter_innen der Erwerb kulturellen Kapitals als bedeutsamer Prozess für Integration verstanden wird. Erneut erinnert dies an Bourdieus theoretische Überlegungen zur legitimen Sprache, wonach Schule bzw. Bildungsinstitutionen zentrale Orte für den Erwerb relevanten kulturellen Kapitals (Sprachkenntnisse, Bildung) sind (Bourdieu 2012 [1982]: 63).

5.3 Transtextuelle Ebene: Ideologien

Für die Untersuchung auf der transtextuellen Ebene wurden diejenigen Passagen herangezogen, in denen in irgendeiner Form Aussagen über Sprachen und Sprechen getätigt werden (das eigene Sprachenrepertoire, sprachliches Kapital, Einzelsprachen, Dialekte, weitere Varietäten etc.).

Wie auch aus der Aufschlüsselung im Anhang hervorgeht, wird besonders häufig (50 Mal) die Anfangsphase bzw. die erste Zeit in Österreich nach der Migration beschrieben. Hierbei liegt ein Fokus darauf, wie die Integrationsbotschafter_innen oder deren Eltern ohne Deutschkenntnisse erlebt haben. Dies wird manchmal mit *einem Sprung ins kalte Wasser*, *einer neuen unvertrauten Situation*, verglichen (IB 9, 37). Auf diesen Moment des »Eintritts« in die österreichische Gesellschaft ohne Deutschkenntnisse folgt häufig die Einsicht, Deutschkenntnisse zu erwerben bzw. erwerben zu

müssen, um »weiterzukommen«. Hier zeichnet sich bereits eine instrumentelle Charakterisierung von Sprache ab. Das entspricht auch Bourdieus Vorstellungen vom begehrenswerten sprachlichen bzw. kulturellen Kapital, welches den Zugang zu wertvollen Ressourcen ermöglicht (Bourdieu 2012 [1982]: 60). Ähnliches spiegelt sich auch in der explizit hergestellten Verbindung zwischen gesellschaftlicher Teilhabe, Integration und Sprache (24 Mal) wider, wo Sprache als »Schlüssel zur Integration« (vgl. bspw. IB 2, 11, 27) bezeichnet wird, womit explizit auf den ›Integration durch Sprache‹-Diskurs (vgl. Dorostkar 2014; Flubacher 2014) rekurriert wird. Während hier Sprache als Voraussetzung oder Mittel zur Integration beschrieben wird (ohne zu explizieren, was unter Integration zu verstehen ist), erfolgt die Beschreibung des Deutscherwerbs häufig auch nur als (chronologische) Folge: »In Österreich habe ich mich sofort bemüht, die deutsche Sprache zu lernen« (IB 66). So wird der Erwerb bzw. der Beschluss, Deutsch zu lernen, geschildert, ohne dies explizit mit Integration in Zusammenhang zu bringen bzw. darin explizit einen Anlass für Spracherwerb zu sehen. In den Beschreibungen der Anfangsphase werden des Öfteren Deutschkenntnisse *ex negativo*, also durch das Nichtvorhandensein bzw. den Mangel an Deutschkenntnissen, als relevantes Kapital konstruiert. Diese Beobachtung zeigt sich auch darin, dass die Anfangsphase ohne Deutschkenntnisse und auch der Spracherwerb neun Mal explizit als *Hürde*, *Problem* oder *Schwierigkeit* bezeichnet werden wie in: »Angekommen in Wien hatten meine beiden Eltern einen schweren Start, da sie weder Sprache, Ausbildung oder gar [sic!] kochen konnten« (IB 52).

Mehrere Male (19) beschreiben Integrationsbotschafter_innen ohne expliziten Zusammenhang zu Integration, Erfolg, Leistung oder anderen thematischen Einbettungen ihr mehrsprachiges Repertoire, wie beispielsweise: »Neben meiner russischen Muttersprache spreche ich italienisch, englisch, serbokroatisch und deutsch. Seit April 2010 habe ich die Große Ehre [sic!], als gewählter Gemeinderat in der Gemeinde Maria Enzersdorf mitzuwirken« (IB 3). Weder vor noch nach dem Zitat wird eine Verbindung zu einem anderen Thema ersichtlich. Weiters werden

Sprachkenntnisse auch explizit (11 Mal) als Bereicherung, Chance und als von Nutzen beschrieben wie beispielsweise im folgenden Zitat:

> Es war und ist mir stets bewusst, wie sehr eine Zukunft, Perspektive und die Partizipation in der Aufnahmegesellschaft von dem Erlernen der Landessprache abhängt. Letztere stellte für mich eine der größten Herausforderungen dar und sie zu beherrschen wurde zur vorteilhaften wichtigsten Aufgabe. Als sehr vorteilhaft haben sich ebenso die vorhandenen Sprachkenntnisse erwiesen. Englisch, das ich im Cambridge Institut-Wien vertieft habe und Arabisch als Muttersprache. (IB 62)

Abgesehen vom Kapitalcharakter zeigen sich in diesem Beispiel auch die Relevantsetzung vom Erlernen der »Landessprache« und die Wahrnehmung dieses Prozesses als Herausforderung. Neben der Landessprache hebt die Integrationsbotschafterin allerdings auch ihre weiteren Sprachkenntnisse als vorteilhaft hervor, wenngleich keine konkreten Anwendungssituationen genannt werden. Dahinter steckt ebenfalls die Vorstellung von Sprache als Kapital, was auch Bourdieus Verständnis entspricht, wonach entsprechendes sprachliches Kapital auf einem bestimmten (Sprachen)Markt Profit abwirft bzw. – wie hier beschrieben – »vorteilhaft« ist.

Andererseits werden Sprachkenntnisse (mit Schwerpunkt auf Deutschkenntnissen) aber auch als Voraussetzung, Basis oder Kapital für weitere Qualifikationen (23 Mal explizit) beschrieben wie beispielsweise in: »Im September 1997 kam ich nach Österreich, um hier ein neues Leben zu beginnen. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich kein einziges Wort Deutsch. Nach der Volks- und Hauptschule waren meine Deutschkenntnisse schon gut genug, dass ich in ein Bundesrealgymnasium wechseln konnte« (IB 79). Hier meint der IB, dass es eines gewissen Sprachniveaus bzw. eines gewissen sprachlichen Kapitals bedarf, um die Schulform des Gymnasiums zu besuchen. Die Schulformen Volks- und Hauptschule werden hier als Orte angedeutet, wo entsprechendes sprachliches Kapital für weiterführende Zwecke erworben werden kann (Bourdieu 2012 [1982]: 63), wenngleich hier der Erwerb eher als chronologische Folge (»Nach der Volks- und

Hauptschule«) denn als explizite Leistung *in* der Schule oder *von* der Person gerahmt wird.

Die Integrationsbotschafter_innen beschreiben aber auch explizit Deutschkenntnisse und allgemein ihr (mehrsprachiges) Repertoire als Kapital für die Arbeit (41 Mal), wie IB 54 schildert: »Beim Berufseinstieg war meine türkische Herkunft ein Vorteil. Kulturelle Vielfalt und die Kenntnis von verschiedenen Sprachen ist in der Wirtschaft gern gesehen«. Als verwertbares sprachliches Kapital treten mehrsprachige Repertoires am offensichtlichsten in der Tätigkeit als Dolmetscher_in, Übersetzer_in oder Sprachkursleiter_in in Erscheinung (16 Mal) wie in: »Meine Sprachkenntnisse in Armenisch und Farsi setze ich als Dolmetscherin etwa für den Verein Aspis, das Landeskrankenhaus oder die Polizeidirektion Klagenfurt ein« (IB 63).

In manchen Fällen finden sich auch Ausführungen und Beschreibungen eigener Theorien zum Spracherwerb oder der gesellschaftlichen Funktion von Sprache/Sprachkenntnissen in Hinblick auf Integration wie z.B.: »Für das Zusammenleben sind aber Deutschkenntnisse von großer Bedeutung, um den Alltag bravourös meistern zu können. Großteil [sic!] der Zuwanderer spricht meistens mehrere Sprachen. Diese Mehrsprachigkeit ist ein großer wirtschaftlicher Schatz und muss gestützt werden« (IB 81). Bei metasprachlichen Aussagen wie diesen lässt sich gelegentlich beobachten, dass aus der eigenen Biographie heraus argumentiert wird, wobei der Topos des *argumentum ad exemplum* (Argumentation mittels Beispiel, wodurch anekdotische Evidenz erhoben wird) wirksam wird, wie beispielsweise in: »Da ich selbst bis zu meinem 4. Lebensjahr nur Türkisch sprachig aufgewachsen bin und erst danach die Deutsche Sprache erlernt habe, weiß ich welche wichtigen Faktoren eine Rolle spielen um ein gemeinsames Miteinander zu ermöglichen«. Ferner werden die Beweggründe der Eltern für die Sprachweitergabe (oder Sprachaufgabe) oder die Förderung der Deutschkenntnisse der Kinder beschrieben, was beispielsweise in der folgenden eher zugespitzten Darstellung deutlich wird: »ich bin 22 Jahre jung und lebe von Geburt an in Wien. Meinen Eltern war die deutsche Sprache sehr wichtig – sie haben alle möglichen, damals finanzierbaren Gelegenheiten

ausgeschöpft, um uns Kinder zu ›Vollblut-Wienern‹ zu erziehen« (IB 78). Außerdem wird hier der Einsatz ökonomischen Kapitals zum Erwerb von kulturellem (sprachlichem) Kapital deutlich. Die Formulierung, die an eine körperbezogene Metaphorik angelehnt ist (»Vollblut-Wiener«), erinnert an Bourdieus Idee, dass kulturelles Kapital dem Körper eingeschrieben (inkorporiert) wird (Bourdieu 1983: 183).

Zwei Mal werden die (günstig dargestellten) Erwerbsbedingungen in der Schule beschrieben: »Immer umgeben von deutschsprachigen Kindern, war das Erlernen der Sprache, ohne Akzent einfacher« (IB 84) oder bei IB 43, die die Situation in der Schule folgendermaßen beschreibt: »Da ich […] auch den ›Vorteil‹ gehabt habe, keine weiteren ausländischen Kinder in meiner Klasse zu haben, erlernte ich die deutsche Sprache relativ schnell.« In diesen Beispielen wird erneut die Rolle der Schule als Ort des Erwerbs kulturellen bzw. sprachlichen Kapitals bzw. der legitimen Sprache (»ohne Akzent«) (vgl. Bourdieu 2012 [1982]: 63) thematisiert.

In einigen Fällen werden gewisse Sprachkenntnisse und die eigene Mehrsprachigkeit als Glück, Schatz oder auch Vorteil beschrieben wie bei IB 102: »Ich hatte das Glück zweisprachig aufzuwachsen und jeden Sommer in der Türkei zu verbringen.« Insgesamt werden neben den oben angeführten Beschreibungen der Anfangsphase und des Spracherwerbs als (anfängliche) Hürde oder als Problem dargestellt, welche erfolgreich gemeistert wurden. Nur sehr selten werden negative Gefühle gegenüber den eigenen Migrationserfahrungen und in Hinblick auf den Erwerb oder Besitz von Deutschkenntnissen bzw. des eigenen sprachlichen Repertoires beschrieben. Im gesamten Korpus findet sich nur eine Stelle, in der eine gewisse Skepsis oder Unbehagen gegenüber dem Deutscherwerb und Integration geäußert wird: »Es war herausfordernd zu sehen, wie meine Kinder die Sprache lernen und sich integrieren sollten«.

6 Fazit

Wie vor allem aus dem letzten Analyseabschnitt hervorgegangen ist, werden die eigenen sprachlichen Ressourcen von den Integrationsbotschafter_innen

nicht besonders häufig als sprachliches Kapital hervorgehoben. Dies zeigte sich bereits in der ersten Korpussichtung, bei der 163 Profile wegfielen, da diese keine metasprachlichen Aussagen enthielten. Somit thematisiert und kehrt eine Mehrheit der Integrationsbotschafter_innen den Marktwert bzw. die Nützlichkeit ihrer eigenen sprachlichen Ressourcen nicht als sprachliches und zu Erfolg verhelfendes Kapital hervor. Wenn allerdings Teile des Sprachenrepertoires beschrieben werden, so geschieht dies in mehreren Kontexten und auf differenzierte Weise: Deutschkenntnissen wird häufig ein wichtiger Status für den Anfang und die Integration in Österreich und somit ein hoher Marktwert für diesen Bereich eingeräumt. Dies zeigte sich vor allem in den häufig geschilderten Momenten der fehlenden Deutschkenntnisse, was allerdings durch einen (vielfach schnellen) Spracherwerb kompensiert wurde. Ferner werden die eigenen sprachlichen Ressourcen (mehrsprachige Ressourcen oder Deutschkenntnisse) allgemein als nützlich für den beruflichen Kontext beschrieben und für Dolmetsch-tätigkeiten eingesetzt, wodurch die eigenen Ressourcen einen Kapitalwert für den Arbeits(sprachen)markt erlangen. Obwohl sich kein besonderer Schwerpunkt auf die Schule herausstellte, so zeigten dennoch die Worthäufigkeiten und die transtextuelle Analyseebene, dass Bildungsinhalte (und Arbeit) bei vielen Integrationsbotschafter_innen einen wichtigen Stellenwert einnehmen, worin sich eine Parallele zu Bourdieus Theorie abzeichnet. Dieser sieht die Familie und Bildung/Schule als zentrale Orte der Weitergabe bzw. des Erwerbs relevanten (Sprach)Kapitals. In Bezug auf die Rolle der Familie zeigt sich allerdings zugleich eine Abweichung von Bourdieu, da im Korpus das sprachliche Kapital der Familie und Prozesse der transgenerationalen Sprachtransmission (vgl. Brizić 2013) nicht häufig thematisiert werden.

Insgesamt ist eine Fokussierung und Reifizierung des ›Integration durch Sprache‹-Diskurses in den Profilen der Integrationsbotschafter_innen erkennbar. Bemerkenswert erscheint hierbei, dass der Bezug zwischen Integration und (Deutsch-)Sprachkenntnissen selbstverständlich, un-hinterfragt und unmarkiert wirkt und nicht weiter begründet wird. Dadurch

werden die Vorrangstellung von Deutschkenntnissen als alleiniges Kapital und sprachliche Assimilation konsolidiert.

Abschließend möchte ich einige durch die Analyse gewonnenen Beobachtungen und Bourdieus theoretische Überlegungen zur *legitimen Sprache* und zu *Zensur*effekten in einem Gedanken zusammenführen. Die legitime Sprache – als distinguiertes Kapital, welches für offizielle Anlässe erforderlich ist – hat Einfluss darauf, wer sich Gehör verschaffen kann und was gesagt werden kann (siehe auch *Voice*-Konzept nach Blommaert 2005: 68, 2008; Hymes 1996). Im Umkehrschluss regulieren die Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Marktes und der legitimen Sprache sowie die sie begleitenden Zensureffekte, dass nichtkonforme Positionen nicht gesagt bzw. nicht gehört werden können. Wenn man die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung auf den politischen Kontext und Leitspruch ›Integration durch Leistung‹ rückkoppelt, dann müssen sich die Integrationsbotschafter_innen in dieser offiziellen Situation bzw. Inszenierung als »Vorzeigemigrant_innen«, die etwas durch Leistung geschafft haben, reproduzieren bzw. aktualisieren (oder müssen sie als solche durch redaktionelle Bearbeitung aktualisiert werden). In Anbetracht dessen wird verständlich, warum die Thematisierung von negativen Erfahrungen, ungleicher Kapitalverteilung, strukturelle Benachteiligungen, Barrieren im Bildungssystem für mehrsprachige Menschen/ Migrant_innen und soziale Ungleichheit in den Narrativen ausblieben und sprachliche Ressourcen keinen besonders prominenten Platz in den Darstellungen und Interpretationen der eigenen Erfolgsgeschichte erhielten.

Literatur

Auer, Peter. 2013. Sprachlicher Markt. Pierre Bourdieu. In Ders.: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern.*, 2.überarbeitete Auflage, 247–259. Berlin [u.a.]: de Guyter Mouton.

Blommaert, Jan. 2005. *Discourse. A critical introduction.* Cambridge: Cambridge University Press (Key topics in sociolinguistics).

Blommaert, Jan. 2008. Bernstein and poetics revisited: voice, globalization and education. *Discourse & Society* 19(4). 425–451.

Bourdieu, Pierre. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*, 183-198. Göttingen: Schwartz.

Bourdieu, Pierre. 1993 [1980]. *Soziologische Fragen* [aus dem Französischen: Questions de sociologie]. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre. 2012 [1982]. *Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches* [aus dem Französischen: Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques]. 2. erweiterte und überarbeitete Auflage. Mit einer Einführung von John B. Thompson. Übersetzt von Hella Beister. Wien: Braumüller.

Brizić, Katharina. 2013. Grenzenlose Biografien und ihr begrenzter (Bildungs-)Erfolg. Das Thema der sozialen Ungleichheit aus der Perspektive eines laufenden soziolinguistischen Forschungsprojekts. In Deppermann, Arnulf: *Das Deutsch der Migranten*, , 223-242. Berlin [u.a.]: de Gruyter.

Burzan, Nicole. 2010. Soziologie sozialer Ungleichheit. In Georg Kneer & Markus Schroer (Hrsg.): *Handbuch Spezielle Soziologien*, 525-538. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Busch, Brigitta. 2013. *Mehrsprachigkeit*. Wien: UTB/Facultas.

de Cillia, Rudolf & Niku Dorostkar. 2013. Integration und/durch »Sprache«. In Julia Dahlvik, Wiebke Sievers & Christoph Reinprecht (Hrsg.): *Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich. Jahrbuch 2/2013*, 143-161. Göttingen: Vienna University Press bei V&R unipress (Migrations- und Integrationsforschung 5).

Dirim, İnci & Paul Mecheril. 2010. Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In Paul Mecheril, María do Mar Castro Varela, İnci Dirim, Annita Kalpaka & Claus Melter. *Migrationspädagogik*, 99-120. Weinheim und Basel: Beltz.

Dorostkar, Niku. 2014. *(Mehr-)Sprachigkeit und Lingualismus. Die diskursive Konstruktion von Sprache im Kontext nationaler und supranationaler Sprachenpolitik am Beispiel Österreichs*. Göttingen: V&R unipress.

Duchêne, Alexandre, Melissa Moyer & Celia Roberts (Hrsg.). 2013. *Language, migration, and social inequalities: A critical sociolinguistic perspective on institutions and work*. Bristol: Multilingual Matters.

Flubacher, Mi-Cha. 2014. *Integration durch Sprache – die Sprache der Integration. Eine kritische Diskursanalyse zur Rolle der Sprache in der Schweizer und Basler Integrationspolitik 1998 – 2008*. Göttingen: V&R unipress.

Flubacher, Mi-Cha & Alfonso Del Percio (Hrsg.). 2017. *Language, Education and Neoliberalism. Critical Studies in Sociolinguistics*. Bristol: Multilingual Matters.

Goffman, Erving. 1981. *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

Gogolin, Ingrid. 2008. *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster [u.a.]: Waxmann.

Heller, Monica. 2006. *Linguistic Minorities and Modernity: A Sociolinguistic Ethnography*. London, New York: Continuum.

Hymes, Dell. 1996. *Ethnography, Linguistics, Narrative Inequality. Toward an Understanding of Voice*. London: Taylor & Francis.

Permoser, Julia Mourão & Sieglinde Rosenberger. 2012. Integration Policy in Austria. In James Frideres & John Biles (Hrsg.): *International Perspectives: Integration and Inclusion*, 39–58. Montreal, Kingston, London und Ithaca: McGill-Queen's University Press und Queen's School of Policy Studies

Philips, Susan U. 2006. Language and Social Inequality. In Duranti, Alessandro: A Companion to Linguistic Anthropology. Oxford, England: Blackwell, 474-495.

Rheindorf, Markus. Im Erscheinen. Integration durch Strafe? Die Normalisierung paternalistischer Diskursfiguren zur »Integrationsunwilligkeit«. *Zeitschrift für Diskursforschung*.

Spitzmüller, Jürgen & Ingo H. Warnke. 2011. *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter.

Yeung, Shirley & Mi-Cha Flubacher. 2016. Discourses of integration: Language, skills, and the politics of difference. *Multilingua* 35(6), 599-616.

Audience Design von Subjektiven Krankheitstheorien

Ein Vergleich von Arzt-Patienten-Gesprächen und Laien-Patienten-Gesprächen

Sabrina Faßl[*]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 80 (2017): 108–138

Abstract

This article shows how subjective illness theories influence the course of doctor patient communication with some examples. It focuses on the comparison of doctor patient and layman patient communication. Turn-taking in institutional contexts is often influenced by roles, expectations and the conversation purpose. This is important when talking about subjective illness theories. The data material originates from the FWF-project *Schmerzdarstellung und Krankheitserzählungen*. Patients with years of experience in doctor patient communication adapt their behavior to the institutional context. How do they apply subjective illness theories? How are they represented? How do doctors respond to them? And above all, are there differences between doctor patient and layman patient communication?

* Sabrina Faßl, Universität Wien, wlg@audiencedesign.de

Schlüsselwörter: Subjektive Krankheitstheorien, Adressatenzuschnitt, Audience Design, Recipient Design, institutionelle Kommunikation, Medizinkommunikation

1 Einleitung

Herr Weber:
»Ähm, da hab ich den Eindruck gehabt, das hilft. Also quasi, wenn ich in der Früh dann gleich amal ahm a Tasse Kaffee trink, wenn ich merk, ich hab so an ganz leichten Schmerz, dass ich dann verhindern kann, dass der Schmerz stärker wird. […] Dem hat aber der Professor W. eigentlich widersprochen. Er hat gmeint, er glaubt das nicht. Hm. Schad.«

Interviewerin:
»Aber es is was, was Sie beobachten, oder?«

Herr Weber:
»Ähm was ich geglaubt hab, zu beobachten, ja. Also rein medizinisch dürft es keinen Grund geben. Ich weiß nur nicht, ich hab immer schon den Eindruck ghabt eigentlich […]«[1]

Dieser kurze Dialog aus einem Laien-Patienten-Gespräch (LPG) führt uns direkt in das Thema der *Subjektiven Krankheitstheorien* (SKT) ein: Seine persönlichen Beobachtungen haben Herrn Weber zu einer, aus seiner Sicht, absolut fundierten ›Theorie‹ geführt. Herr Weber macht in seinem Gesprächsbeitrag deutlich, dass er die Ablehnung der Theorie durch seinen Arzt bedauert (»Hm. Schad.«). Die Auswirkungen, wenn die SKT nicht mit der des/der Ärzt*in gleichklingt, sind keineswegs banal, sondern können den Lauf der Behandlung maßgeblich beeinflussen. Dies betrifft nicht nur den/die Patient*in – die Konsequenzen tragen letztlich alle Betroffenen des Gesundheitssystems. In diesem Artikel soll anhand der Analyse von einem Fallbeispiel gezeigt werden, in welch unterschiedlicher Ausprägung SKT

1 Ausschnitt aus dem Laien-Patienten Gespräch mit Herrn Weber, Projekt Schmerzdarstellung 2005, Fläche 0285-0293.

vorkommen, vor allem im Unterschied zwischen einem Ärzt*in-Patient*in (APG)- und Lai*in-Patient*in-Gespräch (LPG)[2] und wie hartnäckig sie manchmal verfolgt werden. Interessant ist hier auch, wie und ob Ärzt*innen die Theorien ihrer Patient*innen aufgreifen oder auch verwerfen. Zunächst führt der Artikel in das Thema SKT sowie in das Konzept des *Audience Design* (AD) ein. Außerdem wird das Projekt, aus welchem das Datenmaterial dieses Artikels stammt, vorgestellt. Bevor der Analyseteil beginnt, wird das Anamneseschema der Kopfschmerzambulanz erläutert.

2 Subjektive Krankheitstheorien

Subjektive Krankheitstheorien (SKT) entstehen durch individuelle Reflektionen und die Verarbeitung von Lebenserfahrungen in Zusammenhang mit Gesundheit und Krankheit. Die Merkmale der SKT können folgendermaßen beschrieben werden:

> Im Gegensatz zu wissenschaftlichen Theorien weisen sie nicht den gleichen Grad an Präzision, Vollständigkeit und Systematik auf, ihre Elemente sind häufig nicht logisch miteinander verknüpft, und sie haben oft keinen Satzcharakter; jedoch ist ihnen eine zumindest implizite Argumentationsstruktur zuzuerkennen, d.h. sie bestehen nicht nur aus isolierten Einheiten, sondern es handelt sich um subjektiv (aus der Sicht des Handelnden) aufeinander bezogene oder aufeinander aufbauende Elemente. (Mutzeck 1998: 73; zitiert nach Birkner und Vlassenko 2015: 137)

Diese subjektive Prägung der SKT hängt damit zusammen, dass sie stark von Emotionen und emotional gesteuerten Bewertungen, aber auch von den bereits erwähnten Lebenserfahrungen geprägt sind. Fehleinschätzungen in Bezug auf SKT können demnach nicht offenkundig ausgeschlossen werden (Scheele und Groeben 2010; nach Birkner und Vlassenko 2015: 137).

---

2 Im Folgenden wird auf eine gendergerechte Darstellung der Begriffe Arzt-Patienten/Ärztin-Patientin-Gespräch resp. Laien-Patienten/Laiin-Patientin-Gespräch verzichtet und die als Fachbegriff übliche männliche Form verwendet. Die Ausdrücke beziehen sich allerdings auf Menschen aller Geschlechter.

Die Relevanz von subjektiven Patiententheorien zu Krankheiten wurde bereits vielfach erforscht (vgl. Bischoff 1989; Flick 1998). Birkner (2006: 153) weist allerdings darauf hin, dass die Darstellung von SKT im Arzt-Patienten-Gespräch (APG) bisher im Detail nur wenig untersucht ist. Die raren Arbeiten zum Thema SKT stammen aus der Medizin. Diese sprachwissenschaftliche Lücke ist erstaunlich, da das Gespräch jener Ort ist, wo Ärzt*innen Informationen über die Theorien ihrer Patient*innen gewinnen und gemeinsam bearbeiten können (Birkner 2006: 153). Den Inhalt von SKT beschreibt Wüstner (2001) wie folgt:

> Bezogen auf eine Krankheit ist eine subjektive Theorie ein System krankheitsbezogener Vorstellungen, Überzeugungen und Bewertungen. Ein Mensch bildet sie, wenn er mit einer Krankheit konfrontiert wird. Kernstücke des Konzepts sind Vorstellungen über die Verursachung einer Krankheit und über die Beeinflussbarkeit. (Wüstner 2001: 309; zitiert nach Birkner 2006: 158)

Dies bedeutet, dass neben einer Diagnose und Therapie auch die Ursache und Beeinflussbarkeit der Krankheit Thema des APG ist. Birkner beschreibt zwar Krankheiten für welche SKT keine (oder kaum) Relevanz haben (beispielsweise Karies), für die Behandlung von sehr vielen Krankheiten spielen sie aber eine wesentliche Rolle für die Therapietreue (*Compliance*) von Patient*innen (Birkner 2006: 158). SKT gehören damit zu den Voraussetzungen eines jeden Therapieerfolges. Birkner (2006) zitiert Becker, der hinzufügt, dass »die Kluft zwischen Krankheitstheorie des Arztes und des Patienten […] eine der Hauptursachen für Non-Compliance« (Becker 1984: 314; zitiert nach Birkner 2006: 159) darstellt. Hier wird deutlich, welche Wichtigkeit SKT für ein mögliches Gelingen einer Therapie haben bzw. dass durch sie Therapieerfolge wesentlich beeinträchtigt werden können.

Auch die Kapazität zur individuellen Bewältigung einer Krankheit (*Coping*) wird von den SKT beeinflusst. Es gibt unterschiedliche Coping-Mechanismen und unterstützende Maßnahmen wie Selbsthilfegruppen, Familie und soziale Unterstützung (vgl. Faltermaier 1998: 74). SKT stehen mit Coping insofern in Zusammenhang, als die Einschätzung der Handlungs-

möglichkeiten zur Bewältigung der Krankheit von großer Bedeutung für den Heilungserfolg sind (Birkner 2006: 159).

Wie bereits angesprochen haben SKT nicht nur für den/die Patient*in direkt eine Auswirkung, sondern für alle Teilnehmer*innen des Gesundheitssystems. Patient*innen, die sich und ihre Anliegen nicht ernst genommen fühlen, sind geneigt, öfters Ärzt*innen zu wechseln. Dies ist einerseits für die Patient*innen äußerst zeit- und aufwandsintensiv, andererseits ist es für das Gesundheitssystem kostenintensiv. Mediziner*innen erklären die fehlende Behandlung von SKT im APG mit dem zeitlichen Mehraufwand, der dadurch entstehe. Allerdings könnte dieser Einsatz an anderer Stelle wieder eingespart werden, weil Missverständnisse und aufwendige Aushandlungsprozesse über weitere Therapien entfallen können (Birkner 2006).

Birkner (2006: 162) stellte fest, dass sich SKT inhaltlich in drei Kategorien einteilen lassen, die miteinander in einer Wechselbeziehung stehen: WIE, WAS und WOZU. Exemplarisch sind beispielsweise Heckenausdrücke (WIE), die zur Beschreibung von Symptomen und auslösenden Ereignissen (WAS) dienen. Zentral für diesen Artikel ist vor allem der Punkt WOZU. Birkners Datenmaterial entstammt Gesprächen mit Patient*innen, die an chronischen Zahnschmerzen leiden. Ebenso wie in den Gesprächen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, nahmen in Birkners Untersuchung (2006) Patient*innen mit langjähriger Erfahrung teil, welche bereits an einer Vielzahl von APG teilgenommen hatten. Dies führt dazu, dass ihnen die Abläufe und Erwartungen, welche sie an ein solches Gespräch haben können, bestens bekannt sind. Patient*innen haben Vorstellungen davon, welche SKT als legitim angesehen werden könnten und können diese gezielt platzieren, um das Gespräch in eine bestimmte Richtung zu führen und andere SKT für sich behalten, um den Arzt nicht in eine dispräferierte Richtung zu lenken (Birkner 2006: 166). Dieser Umstand macht deutlich, dass fehlende oder nur wenig vorkommende SKT in einem APG nicht zwingend zu der Annahme führen können, dass Ärzt*innen diese nicht zulassen. Im nachfolgenden Analyseteil finden sich Beispiele, welche das (vermeintlich) zweckorientierte Einsetzen von SKT im Anamnesegespräch verdeutlichen.

Neben diesen inhaltlichen Aspekten, lassen sich strukturelle Muster von SKT erkennen. Leventhal et al. beschreiben SKT als kohärentes Geflecht aus fünf Komponenten: »Wesen der Krankheit (*identity*), Krankheitsursache (*cause of illness*), Zeitverlauf (*time line*), Konsequenzen (*concequences*) sowie Heilung und Kontrollierbarkeit (*curability and controllability*)« (Leventhal et al. 1984; zitiert nach Vlassenko 2013: 95–96). Sie stellen somit den prozesshaften Charakter von SKT in den Fokus, wobei sie auch kognitive und emotionale Aspekte miteinbeziehen, die den Verlauf einer Krankheit beeinflussen können. Im Laufe einer Krankheitsgeschichte können außerdem Erfahrungen, Informationen, Behandlungsmöglichkeiten oder soziale Faktoren SKT verändern und damit den weiteren Krankheitsverlauf beeinflussen (Leventhal et al. 1984; zitiert nach Vlassenko 2013: 96).

Leventhal et al. (2001) weisen darauf hin, dass Strategien zur Bewältigung einer Krankheit in erster Linie dann erzeugt werden, wenn ein/e Patient*in konkrete Vorstellungen von der Krankheit hat und Theorien zu dieser entwickelt. Treten bei einer Krankheit keine konkreten physischen Probleme auf (beispielsweise bei Bluthochdruck), suchen Patient*innen nach Symptomen, die sie dann zu einer Veränderung ihres Verhaltens motivieren (Leventhal et al. 2001; zitiert nach Förster 2003: 15). Es wird zwar zwischen kognitiven und emotionalen Krankheitstheorien unterschieden, welche aber beide zu Bewältigungsstrategien führen. Unter kognitiven SKT versteht man beispielsweise das Bewusstwerden einer Krankheit, die Interpretation der Symptome, das Qualifizieren von Beschwerden (Ignorieren geringer Beschwerden oder deren Abschwächung) und das Bilden von krankheitsrelevanten Erwartungen und Vorstellungen. Kognitive und emotionale Prozesse laufen hierbei parallel ab, interagieren miteinander und beeinflussen sich. Das bedeutet, dass ein/e Patient*in einerseits die Krankheit mit ihren Symptomen verarbeiten und gleichzeitig die emotionalen Aspekte der Belastung bewältigen muss (Förster 2003: 15). Es wird also deutlich, dass SKT maßgeblich unterstützend oder aber blockierend für die Bewältigung einer Krankheit sein können.

3 Audience Design

Da das Arzt-Patienten-Gespräch (APG) in einem institutionellen Rahmen zu bestimmten Bedingungen stattfindet, unterliegt es anderen Voraussetzungen wie ein Gespräch in anderen Settings, beispielsweise mit Freunden oder innerhalb der Familie. Im Falle des APG müssen intime Details über das Leben der/des Patient*in mit einer fremden Person geteilt werden. Die Räumlichkeiten der Institution (Praxisräume, Klinik u.ä.) schaffen zusätzlich Distanz (Bechmann 2014: 150–152). Die Gesprächsbeiträge werden deshalb auf das Gespräch mit seinen Rahmenbedingungen zugeschnitten und unterscheiden sich maßgeblich von Gesprächsbeiträgen in nicht-institutioneller Kommunikation.

Die unterschiedliche Gestaltung von Redebeiträgen, angepasst an die Gesprächssituation, beschreibt das *Audience Design* (AD), auch *Recipient Design* oder *Adressatenzuschnitt* genannt, welches eines der bekanntesten und grundlegendsten Konzepte der Konversationsanalyse ist (Hitzler 2013: 111). Es wurde in den 1970er Jahren von Sacks et al. (1974) folgendermaßen definiert:

> By ›recipient design‹ we refer to a multitude of respects in which the talk by a party in a conversation is constructed or designed in ways which display an orientation and sensitivity to the particular other(s) who are co-participants. In our work, we have found recipient design to operate with regard to word selection, topic selection, admissibility and ordering of sequences, options and obligations for starting and terminating conversations etc. […]. (Sacks at al. 1974: 727)

Vor allem die Auswahl des Themas (*topic selection*) ist für die Analyse der in diesem Artikel beschriebenen Beispiele von großer Bedeutung. Patient*innen passen die Wahl des Themas und damit die Selektion der Subjektiven Krankheitstheorie (SKT) an den/die Gesprächsparter*in an. Bei einem fremden Gegenüber geschieht dies mittels Vorannahmen; so stellt Duranti (1997: 299) fest, dass Sprecher*innen ihren Redebeitrag nur durch Hypothesen über die soziale Gruppe und Klasse des Gegenübers entwerfen können. Der/die Sprecher*in muss dem/der Empfänger*in nicht nur eine

Identität zuweisen, sondern diese auch in der Konversation zum Ausdruck bringen und zur Ratifizierung zur Verfügung stellen.

Wie stehen nun aber SKT mit AD in Verbindung? In Bezug auf die Beschreibung von Schmerzen stellen Menz und Sator (2011: 419) Unterschiede zwischen der verbalen Realisierung im APG und im Laien-Patienten-Gespräch (LPG) fest. Es hat sich gezeigt, dass Patient*innen im Gespräch mit Ärzt*innen über Medikation, Gründe für den Arztbesuch oder aber Schmerzdifferenzierung (Qualität, Lokalität, temporale Aspekte, Intensität) sprechen, während SKT zu Schmerzen (Schmerzursachen oder Beeinträchtigungen durch Schmerzen) eher in nicht-ärztlichen Gesprächen thematisiert werden (Menz und Sator 2011: 419–420). SKT kommen in LPG thematisch breiter gefächert vor als im APG und es wird Bezug zu Alltagserfahrungen und einer persönlichen Ebene (Betroffenheit im Alltag, Empfindungen usw.) hergestellt. Kommen SKT im ärztlichen Gespräch vor, dienen sie oftmals dazu, eine Bestätigung der Theorie durch den/die Expert*in einzuholen (Menz et al. 2008: 425–427). Geht der/die Ärzt*in nicht auf die Theorie des/der Patient*in ein, versuchen Patient*innen ihre SKT immer wieder im Gespräch zu thematisieren. Doch Menz et al. (2008: 424) stellen fest, dass Patient*innen und Ärzt*innen einen unterschiedlichen Gesprächsplan haben. Dies machen dispräferierte Handlungen in Bezug auf SKT sehr deutlich.

Auch Bechmann (2014) sieht jeweils unterschiedliche Gesprächszwecke und -ziele bei Ärzt*innen und Patient*innen. Unterschiede zeigen sich sowohl was die Gesprächssymmetrie, als auch was die Interessen anbelangt. Bechmann führt dies einerseits auf den Gesprächsrahmen, der eine ›formelle Zweckbeziehung‹ (Bechmann 2014: 141) darstellt und andererseits auf das Abhängigkeitsverhältnis der Patient*innen gegenüber Ärzt*innen zurück. Nicht zu vernachlässigen ist auch der emotionale Aspekt: Während ein APG für Ärzt*innen ein alltägliches Ereignis darstellt, ist es für eine/n Patient*in mit Emotionen und Herausforderungen verbunden. Dies führt dazu, dass Ärzt*innen eher auf der Sachebene kommunizieren können, während Patient*innen sich persönlicher Eindrücke, Erfahrungen und Sinneswahrnehmungen bedienen, um ihre Gesprächsbeiträge zu gestalten. Geht

ein/e Ärzt*in nicht auf die Schilderungen (SKT) von Patient*innen ein, misslingt dieser Aspekt der Verständigung. In weiterer Folge können Informationen verloren gehen, weil keine Beziehungsebene aufgebaut wurde. Bechmann (2014: 140–143) geht sogar so weit zu sagen, dass eine objektive Erhebung des Befundes erst möglich ist, wenn alle subjektiven Themen, Wünsche und Sorgen eine/s Patient*in thematisiert und ausreichend behandelt wurden. Denn während für den/die Ärzt*in in erster Linie fachliche Informationen wesentlich sind, hängt für eine/n Patient*in eine ganze Reihe zusätzlicher Themen mit einer Krankheit zusammen, wie z.B. berufliche und soziale Konsequenzen und Einschränkungen (Bechmann 2014: 144).

Von Seiten der Mediziner*innen ist der Umgang mit Patient*innen vor allem krankheitsorientiert. Dies ist gerade in Spezialambulanzen oder im Umgang mit chronisch kranken Menschen der Fall. Ärzt*innen müssen im Gespräch objektive Befunde und Krankengeschichten von allgemeiner Beschwerdeschilderung unterscheiden. Für die Therapietreue der Patient*innen ist es jedoch zentral, dass auch der Beschwerdeschilderung ausreichend Aufmerksamkeit zugestanden und auf diese eingegangen wird, da dieser Aspekt die Beziehung zwischen Ärzt*in und Patient*in maßgeblich beeinflusst. Gerade chronisch erkrankte Menschen empfinden sich oft als ExpertInnen, was ein sensibles Beziehungsmanagement von Seiten der Mediziner*innen verlangt (Feinbier 2015: 25).

4 Daten und Vorbemerkungen

Das Gespräch, welches in diesem Beitrag analysiert wird, stammt aus dem Datenkorpus des, durch den FWF Wissenschaftsfonds, geförderten Projekts *Schmerzdarstellung und Krankheitserzählungen*[3]. Das Projekt, unter der Leitung von Herrn Prof. Mag. Dr. Florian Menz (Institut für Sprachwissenschaft,

3 Weitere Informationen finden sich auf der Projekthomepage:

http://www.univie.ac.at/linguistics/personal/florian/Schmerzprojekt/de/index.htm

Universität Wien), erstreckte sich über einen Zeitraum von zwei Jahren (März 2005–März 2007). Insgesamt wurden im Zuge des Projekts 21 Erstgespräche mit erwachsenen Patient*innen mittels Audio- und Videoaufnahmen aufgezeichnet. Für die Analyse dieser Arbeit stehen die Transkripte von zwölf Gesprächen (sechs Laie-Patienten- [LPG] und sechs Arzt-Patienten-Gespräche [APG] von insgesamt sechs Patient*innen) zur Verfügung. In diesem Beitrag werden die Gespräche (APG und LPG) einer Patientin ausführlich besprochen.

Die Aufnahmen des Datenmaterials stammen aus der Kopfschmerzambulanz des Wiener AKH. Hierbei handelt es sich um eine Spezialambulanz der Universitätsklinik für Neurologie. Die Patient*innen, die hier zu einem Termin erscheinen sind bereits langjährige Patient*innen, die bisher erfolglos von Fachärzt*innen für Neurologie behandelt wurden. Grund hierfür können entweder eine schwierige Diagnosefindung oder eine fehlgeschlagene Therapie sein. In der Spezialambulanz stehen den Ärzt*innen erweiterte Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten zur Verfügung (beispielsweise Biofeedback, Akupunktur, Heilgymnastik). Gespräche in der Spezialambulanz unterliegen keinem engen Zeitrahmen, wie dies in der Facharztpraxis oder einer gewöhnlichen Ambulanz der Fall ist. So dauerten die aufgezeichneten Gespräche im Durchschnitt 32 Minuten, manche Erstgespräche sogar eine Stunde. Bei den APG waren stets zwei Forscherinnen anwesend, welche das Funktionieren des technischen Equipments gewährleisteten und darüber hinaus mittels teilnehmender Beobachtung und Feldnotizen die Situation dokumentierten. Nach den Gesprächen wurden die Patient*innen über die laufende Studie aufgeklärt.

Das Forschungsprojekt ging über die APG hinaus. Es wurden zusätzlich Gespräche mit den Ärzt*innen und Interviews mit den Patient*innen (LPG) geführt. Für das Schmerzprojekt, aber auch für die vorliegende Analyse wurden ausschließlich Erstgespräche verwendet. Kontrollgespräche schieden in der Auswahl des Datenkorpus aus. Die Daten wurden anonymisiert, sodass kein Rückschluss auf die Identität des/der Patient*in möglich ist (Sator 2011: 47–48). Die ursprünglichen Kürzel werden im Appendix aufgeführt, ebenso

die Transkriptkonventionen. Um eine flüssige Leserlichkeit zu ermöglichen, werden in diesem Artikel jedoch statt Kürzel gängige Nachnamen verwendet.

5 Anamneseschema in der Kopfschmerzambulanz

Anamnesegespräche sind neben der körperlichen Untersuchung das wichtigste Instrument zur Abklärung einer Krankheit. 90% aller Diagnosen werden anhand der Anamnese gestellt. Im Zuge der Anamnese teilen Patient*innen Ärzt*innen ihre Beschwerden mit und machen Angaben zu ihren Krankheitsgeschichten und Lebenssituationen. Die Ärzt*innen erfragen zusätzlich medizinisch relevante Details, um zu passenden Diagnosen zu gelangen. Bechmann (2014: 4) sieht im Anamnesegespräch eine essentielle Quelle für Informationen, ohne welche eine Behandlung in manchen Fällen nahezu unmöglich ist. Außerdem weist er darauf hin, dass eine gute ärztliche Gesprächsführung nachweislich eine positive Auswirkung auf die Gesundheit von Patient*innen hat (Bechmann 2014: 3–4).

Die Erstgespräche in der Kopfschmerzambulanz (Erstanamnese), folgen einem so genannten Anamneseschema. Dieses sieht ein Abfragen von Leit- und Begleitsymptomen vor, welches in die neurologische und technikunterstützte Diagnostik mittels Untersuchungen mündet (Sator 2011: 32–33). Die Befragung von Subjektiven Krankheitstheorien (SKT) findet im Anamneseschema, trotz ihrer möglichen Bedeutung für Diagnose und Therapie, keinen Platz.

Die Kopfschmerzambulanz stellt hier keine Ausnahme dar. In vielen Ambulanzen wird einem ähnlichen Muster für die Anamnese gefolgt. Lalouschek (2005) spricht von einem ›unsichtbaren Formular‹, das Ärzt*innen bei Anamnesegesprächen abarbeiten. Dies ist im Gesprächsverlauf problematisch, da nur die Ärzt*innen, nicht aber die Patient*innen, die Struktur des Formulars kennen (Lalouschek 2005: 100). In Bezug auf die folgende Analyse ist dieser Aspekt von sehr großer Bedeutung, da den Patient*innen diese unterschiedlichen Wissensstände bekannt sind und sie sich aufgrund der Rollenverteilung daher in der Gesprächsorganisation zurückhalten. Die ungefragte Äußerung von SKT ist somit im APG sicherlich

gehemmt. Jedenfalls ist unklar, an welcher Stelle diese geäußert werden können und sollen.

Bechmann sieht das Anwenden eines Schemas ebenfalls kritisch. Eine »Fixierung an Objektivitätsidealen« (Bechmann 2014: 160) sei nicht sinnvoll, da sich zwischenmenschliche Kommunikation nicht standardisieren lasse. Damit ist gemeint, dass das Gerüst der Dialoge im APG sich nicht am Fachgebiet der Medizin orientieren könne. Dies sei nicht zuletzt der Fall, weil durch Fachterminologie und mangelndem Verständnis der Alltagssprache der Patient*innen Missverständnisse entstehen könnten. Bechmann plädiert daher dafür, Ärzt*innen zu ermutigen, gezielt das subjektive Empfinden der Patient*innen in ihre Gespräche einzubinden (Bechmann 2014: 161).

6 Analyse

Im Folgenden werde ich am Beispiel der Gespräche mit *Frau Bauer* (Arzt-Patientin- [APG] und Laie-Patientin-Gespräch [LPG]) zeigen, inwiefern *Audience Design* (AD) auf die Auswahl, Einbindung und verbale Gestaltung von Subjektiven Krankheitstheorien (SKT) Einfluss nimmt.

Frau Bauer ist eine junge Frau, die bereits seit einigen Jahren an chronischen Kopfschmerzen leidet. Nach ihrem Studium hat sie einen neuen Job angenommen, der sie stark fordert. Ihre Kopfschmerzsymptomatik hat in der Zeit vor ihrem Arztbesuch stark zugenommen. Durch den jahrelangen Krankheitsverlauf, aber auch durch den entstandenen Leidensdruck, hat sich Frau Bauer bereits intensiv mit ihrer Krankheit, den Symptomen und möglichen Ursachen beschäftigt, wie sich auch in den folgenden Gesprächen zeigt.

6.1 Frau Bauer im Arzt-Patientin-Gespräch

Das Gespräch des Arztes mit Frau Bauer dauerte 26 Minuten und begann mit einer Erzählaufforderung des Arztes, welche offen ist und zunächst keine thematische Richtung vorgibt: »Okay. Erzählen Sie. Weshalb kommen Sie?« Der Arzt überlässt der Patientin also die Wahl des Gesprächsfokus. Die

Patientin schildert zu Beginn ihre Kopfschmerzproblematik ganz allgemein. In den ersten Minuten dreht sich das Gespräch um Lokalität, Qualität, Einschränkungen und Häufigkeit der Schmerzen. Obwohl die offene Frage dies zulassen würde, erwähnt die Patientin noch keine SKT. Auf die ersten Erläuterungen folgt die nächste Sequenz.

076–077
A •• Gibt es • Dinge, die die Kopfschmerzen auslösen oder verstärken?

In Fläche 076-077 fragt der Arzt nach Auslösern für die Kopfschmerzen. Diese Frage triggert im Antwortteil die Ausführungen verschiedener SKT.

077
A verstärken? hm–
P •• Also, **früher**, als ich des nur drei Mal im Jahr hatte,

078
A hmhm\/
P war das durch Hunger und Müdigkeit, aber jetzt, äh, hab ich kein

079
A
P Hunger, bin auch nicht müde, und krieg sie trotzdem. Also, ich kann

080
A
P das nicht steuern, ich seh da kein/ • kein Muster darin. •• ((ea)) Also,

Frau Bauer gibt in Fläche 77–78 an, dass früher Hunger und Müdigkeit Auslöser für die Schmerzen waren. Damit gibt sie ihrem aktuellen Besuch noch eine höhere Relevanz, weil sich die konkreten Auslöser auf eine vergangene Zeitperiode beziehen, zu welchem die Erkrankung offenbar noch zu beeinflussen gewesen ist. Die Legitimation des Arztbesuches mit Argumenten im Gespräch mit einem/einer Mediziner*in ist charakteristisch für Arzt-Patienten-Kommunikation, vor allem in Zusammenhang mit SKT. Dies wird in diesem Fall noch dadurch verstärkt, dass Frau Bauer in Fläche 80

angibt aktuell kein kausales Muster für Schmerzauslöser erkennen zu können. Durch »ich kann das nicht steuern« in Fläche 79–80 markiert sie ihren Kontrollverlust. Die Patientin macht also deutlich, dass ein noch höherer Leidensdruck entstanden ist, als ihre SKT sich nicht mehr bestätigt hat und sie dadurch ihre Symptomatik nicht mehr steuern kann.

```
081
A
P was ich mir gedacht habe, ich hab letzten September
angefangen,
082
A hmhm\/
P die Pille zu nehmen. Und, in Dezember haben die
083
A
P Kopfschmerzen angefangen. Vielleicht kann des •
dadurch sein.
```

In Fläche 81 führt die Patientin eine neue SKT ein und kennzeichnet diese explizit mit dem Heckenausdruck (Birkner 2006: 168) »was ich mir gedacht habe«. Sie stellt zunächst objektiv Tatsachen fest (Beginn der Pilleneinnahme und Beginn der Kopfschmerzen) und stellt dann ihre Laienvermutung durch das Wort »vielleicht« zur Diskussion. Damit überlässt sie die Entscheidung, ob ihre Vermutung korrekt ist, dem Arzt (vgl. Birkner 2006: 166). Obwohl Frau Bauer die Meinung des Arztes nicht direkt erfragt, deutet ihre indirekte Frage doch darauf hin, dass sie eine Bestätigung ihrer Theorie erhofft, zumal sie davor Fakten präsentiert, welche die Theorie unterstützen sollen (vgl. Menz et al. 2008: 425–427).

```
085
A Das heißt, wenn Sie • die Regel haben, is
P und öfters. Is das noch...
086
A meistens oder immer Kopfweh?
A[k]
P äh, äh Ahm, meistens. Meistens in den
087
A
```

```
P ersten Tagen, und stärker als normal, •• und, dann,
a/ aber
```

088

```
A
P während der Regel dann, wird s dann schwächer, aber
es/ es
```

089

```
A
P dauert noch an, und, ja. Also, die Pille hab ich eben
angefangen
```

090

```
A
P im September zu nehmen, ich weiß nicht, ob s
Auswirkungen hat.
```

In Fläche 85 stellt der Arzt eine Zwischenfrage, welche die Patientin beantwortet und den ihr durch die Fremdwahl[4] (Vetter 2009: 341) des Arztes zugeteilten Turn dazu nützt, das Thema wieder auf die Pilleneinnahme zu lenken (Fläche 90). In Fläche 87 unterstützt sie ihre Theorie, die sich auf hormonelle Veränderungen in Zusammenhang mit ihrer neuen Pille bezieht, auch mit der Betonung, dass die Schmerzen in den ersten Tagen der Menstruation stärker sind, als normal. Der Arzt hat das erste Angebot der Patientin (Fläche 83), ihre SKT zu kommentieren nicht angenommen. In Fläche 90 fordert sie implizit erneut eine Bewertung des Arztes ein, indem sie eine indirekte Frage platziert (»ich weiß nicht, ob's Auswirkungen hat«).

091

```
A ((16s)) ((ea)) Die • Pille wirkt sich •• sehr
unterschiedlich auf/ auf
P
```

092

```
A Migräne und Kopfschmerzen aus, oft hat sie keinerlei
Einfluss.
P
```

4 Unter Fremdwahl versteht man das Zuteilen des Rederechts durch einen anderen Gesprächsteilnehmer (im Vergleich zur Selbstwahl) (vgl. Vetter 2009: 341).

Der Arzt geht ab Fläche 91 auf die SKT der Patientin ein und, obwohl er einräumt, dass die Auswirkungen der Pille sehr individuell sind, stellt er fest, dass sehr häufig kein Einfluss auf Kopfschmerzsymptome besteht. Von Fläche 93–102 erklärt der Arzt jedoch, dass aufgrund der Schilderungen der Patientin in ihrem speziellen Fall sehr wohl ein Zusammenhang zwischen ihrer Ursachenvermutung und dem Beschwerdebild bestehen kann. Nachdem einige Details, wie das Führen eines Kopfschmerzkalenders, Schmerzmedikation und Voruntersuchungen abgeklärt werden, beginnt eine lange monologische Sequenz des Arztes (Fläche 130–166). Daraufhin folgt, vor allem im Hinblick auf das LPG, das weiter unten näher beleuchtet wird, eine sehr interessante Gesprächssequenz.

176
A Wie is es mit dem Schlafen?
P Nein, ich glaub nicht. •• Nein. Ja, da...

177
A
P Also, in letzter Zeit kann ich auch sehr schlecht schlafen, also...

178
A Können Sie nicht einschlafen oder nicht durchschlafen?

179
A
P Nicht durchschlafen. Einschlafen kann ich, aber ich wach

180
A
P • immer wieder auf, und kann dann nicht mehr wirklich • tief

181
A ((2s)) Andere
P schlafen. Also, ich bin eher wach als schlafend.

182
A Erkrankungen? Operationen? Gibt s in der
P hmhm- hmhm- Nein.

183
A Familie jemand, der Kopfweh hat?
P Meine Mutter. Die • leidet

184
A ((4s)) Was machen Sie beruflich?
P ziemlich stark unter Migräne.

185
A ((6s)) Im Büro oder
P Ah, ich arbeite für eine Immobilienfirma.

186
A Außendienst? ((7s)) Ham Sie Familie?
P Im Büro ((bin ich)).

187
A Freund? ((12s)) ((ea)) Also, es is sicher so,
P • Nnein, ((noch nicht)). Ja.

In Fläche 177 unterbricht der Arzt den Gedankengang der Patientin mit einer ergänzenden, verständnissichernden Frage. Die Antwort lässt er unkommentiert und beginnt eine Sequenz von kurzen Frage-Antwort-Paaren. Für die Antwort lässt der Arzt zum Teil aber kaum Zeit (Fläche 182) und geht weder nachfragend noch erklärend (z.B. auf die Relevanz bezugnehmend) auf die Antworten ein (Fläche 182–187). Nach den Fragen zu Beruf und Privatleben lässt der Arzt einige Sekunden verstreichen bevor er den Turn wieder übernimmt.

302
A ehrlicherweise dazusagen, es kann sein, dass das gar keinen
P

303
A Einfluss hat, ja? Dass ma nach zwei, drei Monaten sieht,
P Okay.

303
A ((ea)) die Pille hat keinen Einfluss. ((ea)) Aber dann, wissen Sie das
P

304
A zumindest für die Zukunft. ((ea)) Dann müssen wir eine gezielte,
P hmhm\/

Abschließend teilt der Arzt Frau Bauer in Fläche 302–304 noch einmal mit, dass die Maßnahme (Wechseln der Pille), die in diesem APG beschlossen wurde, potentiell nicht zu einer Lösung der Problematik führen wird.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass Frau Bauer dem Arzt in diesem Gespräch eine SKT anbietet, die dieser aufgreift und zum Schlüsselthema macht (vgl. Birkner 2006: 176). Obwohl er nicht uneingeschränkt von der SKT überzeugt ist, wird sie Hauptgegenstand des Gesprächs und der weiteren Therapiemaßnahme. Die Patientin hat im Gespräch an mehreren Stellen Gelegenheit, weitere SKT zu platzieren, welche sie aber nicht nützt. Man kann also mutmaßen, dass das Vorbringen dieser spezifischen SKT für Frau Bauer einen zentralen Zweck des Gesprächs (Abklärung des Zusammenhangs zwischen Pille und Kopfschmerzen) definiert (*Audience Design*). Grund für das Ausbleiben weiterer SKT ist jedenfalls nicht, dass sie keine weiteren SKT hätte, wie sich im LPG zeigt, welches im Folgenden besprochen wird.

6.2 Frau Bauer im Laien-Patientin-Gespräch

Das Interview mit der Patientin führte Marlene Sator etwa zwei Monate nach dem APG. Das Gespräch dauerte knapp 29 Minuten. Zu Beginn des Gespräches erklärt Frau Bauer in Fläche 17 der Interviewerin, nachdem sie in einer kurzen Erzählsequenz ihre Beschwerden in Zusammenhang mit der Menstruation gebracht hat, dass der Arzt die Pille als Ursache für die Kopfschmerzen identifiziert hat.

```
17
I Hmhm\/
I[k]
P Doktor hat gesagt, es könnte von der Pille kommen,
vom Östrogengehalt,
```

Die Patientin stellt diese Theorie also nicht mehr als ihre SKT dar, sondern sieht sie im APG bestätigt und damit gewissermaßen objektiviert. Dies obwohl der Arzt im APG an mehreren Stellen betont hat, dass er nicht an die Pille als Ursache glaubt bzw. ihr nur eine geringe Wahrscheinlichkeit zugesteht.

Wie bereits beschrieben, können sich SKT qualitativ und inhaltlich ändern. Die folgende Tabelle zeigt dies anhand eines Beispiels deutlich:

Tabelle 1: Gegenüberstellung Argumentation SKT Frau Bauer

Arzt-Patientin-Gespräch	Laien-Patientin-Gespräch
084 ((ea)) Ahm, wenn ich meine Tage hab, wird das auch • stärker, und öfters.	047[5] Ja. Also ich hab manchmal das Gefühl, dass wenn ich meine Tage hab, ((ea)) dass ich das/ ahm dass die Kopfschmerzen stärker und öfter sind. Aber eigentlich is das mehr oder weniger da/ immer dasselbe. Aber während der Tage ist es ein bisschen stärker.

Diese Gegenüberstellung illustriert den Adressatenzuschnitt (im Sinne des *Audience Designs* [AD]) sehr gut und macht zwei Dinge deutlich: Erstens wird dieselbe Argumentation jeweils im APG und LPG qualitativ anders dargestellt. Frau Bauer stellt im APG fest, dass die Schmerzen während der Menstruation stärker und öfter vorkommen. Im LPG schwächt die Patientin die Basis für ihre Theorie jedoch ab und merkt an, dass sie nur manchmal das Gefühl hat, dass ein Zusammenhang bestehen könnte. Letzten Endes zweifelt sie sogar an, dass die Kopfschmerzen stärker und öfter auftreten und sagt »eigentlich is das mehr oder weniger da/ immer dasselbe« bis sie schließlich zum Schluss kommt, dass die Schmerzen während der Menstruation ein »bisschen stärker« sind. Auch hier kommt wieder die SKT zum Ausdruck. Dem Arzt gegenüber möchte sie die Überprüfung ihrer Theorie durchsetzen, weshalb sie diesen bestimmten Aspekt ohne Raum für Vorbehalte nennt.

Zweitens wird hier deutlich, dass SKT nicht immer einer Logik folgen müssen (Mutzeck 1988: 73; zitiert nach Birkner und Vlassenko 2015: 137). Es hat den Anschein, als würde Frau Bauer (während des LPG) mit sich selbst

5 Das Interview wurde durch technische Probleme unterbrochen. Dieser Ausschnitt stammt aus dem Transkript LNW_KA_Int_T_TEIL2.doc.

aushandeln, wie stark der kausale Zusammenhang ist. Man kann hier also eine Umkehr der Positionen erkennen: Im APG ist die Patientin treibende Kraft und der Arzt zweifelt. Im LPG stellt die Patientin den Arzt als Urheber der Theorie dar, während sie selbst die Basis für die Theorie in Frage stellt. Birkner und Vlassenko (2015) sprechen von einer Differenz bezüglich der »Stärke der Agentivität« (Birkner und Vlassenko 2015: 145) im Vergleich von APG und LPG, die im vorliegenden Fall besonders stark ausgeprägt ist.

Im LPG äußert die Patientin noch eine ganze Reihe anderer SKT. Die Frage nach quantitativen Unterschieden des Vorkommens von SKT (Vergleich LPG und APG) lässt sich also in Bezug auf dieses Beispiel positiv beantworten. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass es auf Basis dieses Beispiels keinen Zusammenhang zwischen einer direkten Frage nach SKT (Fläche 76–77 im APG) und der Anzahl der genannten SKT gibt. Dies lässt die Vermutung zu, dass das AD die Platzierung von SKT so stark beeinflusst, dass die Patientin keine weiteren SKT nennt, obwohl sie direkt darauf angesprochen wird und einer möglichen Ausführung Raum gegeben worden wäre. Frau Bauer äußert in Fläche 39–42 mehrere SKT im Zusammenhang mit Auslösern für ihre Schmerzen.

39
I
P manchmal, dass ich jetzt nicht/ ((ea)) zum Beispiel, wenn ich nieße, dann

40
I Ah, versteh.
P kann das losgehen ((ea)) oder wenn ich ((ea)) Luft anhalte, also ich muss

41
I Aha\/ Aha\/
P aufpassen, dass ich keinen Druck im Kopf bekomme, und dann damit

42
I Hmhm\/ Also das is so wirklich der Auslöser
P das halt nicht anfängt dadurch.

Deutlich wird in der Schilderung die Tatsache, dass sie durch das Vermeiden des identifizierten Auslösers die Kontrolle zurück gewinnen will. In Fläche 47

merkt sie beispielsweise an, dass Erschrecken ihre Schmerzen auslösen kann (»und ich erschrecke, dann krieg ich auch die Schmerzen«).

In Fläche 182 des APG fragt der Arzt nach Erkrankungen (»Erkrankungen?«). Die Patientin erwidert nur »hmhm« worauf der Arzt sofort zur nächsten Frage übergeht und die Frage nach den Erkrankungen ungeklärt lässt. Im LPG hingegen berichtet Frau Bauer von einer Erkrankung, die für sie mit einer ungeklärten SKT zusammenhängt.

151
I Hmhm\/ Versteh. Hmhm\/
P hätte. ((ea)) Also es fällt mir noch eine Sache ein, ich hatte

152
I Hmhm\/
P vor einem Jahr/ ((ea)) es heißt Mononukleose, infektiöse Mononukleose,

153
I Hmhm\/
P äh irgendwie hab ich das nicht bemerkt, dass ich das habe, aber dann

153
I
P ein paar Monate später haben die Bluttests gezeigt, dass ich das

154
I Hmhm\/
P hatte, ((ea)) und ((man/)) ((ea)) eine andere Ärztin hat mir gesagt, das könnte,

155
I
P s/ das könnte auch die Ursache dafür sein, dass noch irgendwas/ ((ea))

156
I Hmhm\/ Hmhm\/
P irgendeine Infektion im Körper ist, und dadurch sind eben die

157
I Versteh. Hmhm\/
P Kopfschmerzen aufgekommen, also, die Ärzte haben zwar

158
I Hmhm\/

```
P gesagt, ((ea)) sie glauben nicht, dass es deswegen
ist, aber manche sagen ja,
```

159

```
I Hmhm\/ Hmhm\/
P also es kann auch das sein. Aber die Bluttests bis
jetzt haben nichts gezeigt.
```

In dieser Sequenz bespricht Frau Bauer eine SKT, die sie kontrovers darstellt. Sie zieht einerseits eine Expertin unterstützend als Fachmeinung für ihre Theorie heran (Fläche 154–155), gleichzeitig bringt sie aber auch die Fachmeinung anderer Ärzt*innen gegen die Theorie vor. Die Betrachtung der SKT aus verschiedenen Blickwinkeln und das Heranziehen von Fachmeinungen zur Unterstützung von Theorien sind typisch für die Ausgestaltung von SKT (Birkner 2006: 165). Die Patientin macht deutlich, dass sie die Theorie (Mononukleose als Ursache für ihre Schmerzen) in Erwägung zieht (»also es kann auch das sein«), obwohl medizinische Untersuchungen (Bluttests) dagegensprechen. Möglicherweise ist dies auch ein Grund für ihre Entscheidung, diesen Aspekt im APG nicht zu besprechen.

In Fläche 164 fragt die Interviewerin Frau Bauer, ob sie neben den besprochenen Ursachen (Pille, Mononukleose) noch weitere Vermutungen hat, welche Ursachen sich hinter ihrer Erkrankung verbergen könnten. SKT werden damit also explizit erfragt. Anders als im APG antwortet die Patientin mit weiteren SKT.

166

```
I von diesen Faktoren?
P ((ea)) Ja, ich hab mir überlegt, ob das Stress sein
könnte, weil ich hab
```

167

```
I Hmhm\/ Hmhm\/
P ja angefangen im ((ea)) Mai zu arbeiten, ((ea))
((aber)) denk ich mir, das hatt
P[k] ((aber da))
```

168

```
I Hmhm/\
P ich schon im Jannuar. Also ich denk, das könnte auch
psychisch sein, indem
```

169
I Hmhm\/ Hmhm\/
P dass ich ((ea)) im November eben die Uni beendet hab und die ganzen

170
I Ja. Hmhm\/
P Sorgen, ob man jetzt einen Job findet oder nicht, ((ea)) das könnte es auch

171
I Hmhm\/ Hmhm\/ Hmhm\/
P sein natürlich, aber jetzt hab ich schon eine Arbeit also hm- sollte es

Im APG fragte der Arzt die Patientin mit eingrenzenden Fragen nach ihrer beruflichen Situation (Fläche 184 »Was machen Sie beruflich?« Fläche 185–186 »Im Büro oder Außendienst?«). Sie erwähnte ihre Theorie bezüglich der Auswirkungen der Belastung über die ungewisse und veränderte Situation nicht. Dabei ist Stress (Fläche 166–177) und Kontrollverlust zentral in den SKT der Patientin verankert. Abgesehen von der Beendigung des Studiums und der neuen Arbeit, kommt dieses Thema auch in weiteren narrativen Sequenzen der Patientin vor.

172
I Ja. Hmhm\/
P eigentlich weggehen. Es könnte auch psychisch sein. Also ich hab

173
I
P gemerkt, ((ea)) wenn ich die ((K/)) äh Schmerzen verspür so am Anfang, werd

174
I Ah ja. Hmhm\/
P ich nervös und dann wird s noch schlimmer. Also ich glaube, dass

175
I Hmhm\/ Hmhm\/ Und wieso wirst
P durch die Angst äh verschlechtert sich das. (( ))

```
176
I du nervös oder inwiefern?
P ((ea)) Naja, also weil ich mir denke, oh Gott, jetzt
kommen
```

```
177
I Ja.
P die Kopfschmerzen und ich kann das nicht
kontrollieren ((ea)) und was mach
P[k] ((lächelnd ))
```

In Fläche 172 stellt die Patientin erneut fest, dass sie eine psychische Ursache vermutet. Sie unterstützt diese Annahme indem sie hinzufügt, dass sie bereits beim Verspüren erster Anzeichen nervös wird. Mit dem Heckenwort (»glaube«) in Fläche 174 rahmt die Patientin ihren folgenden Gesprächsbeitrag mit einer Einschränkung ein. Heckenausdrücke werden bei der Darstellung von SKT häufig dazu verwendet, Gültigkeit zu markieren bzw. Einschränkungen vorzunehmen (Birkner 2006: 165). In Fläche 176 spricht die Patientin explizit die Tatsache an, dass sie keine Kontrolle über die Kopfschmerzen hat (»kann das nicht kontrollieren«). In diesem Turn beschreibt sie verschiedene Situationen in der Vergangenheit, die sie als Beispiele heranzieht, um den Kontrollverlust als belastend darzustellen. Beispielsweise traten die Kopfschmerzen bei ihrer Sponsion (Fläche 179) und bei Bewerbungsgesprächen (Fläche 182) auf, aber auch bei Terminen und Besprechungen in der Arbeit (Fläche 195–196). Unterstützend für ihre Argumentation bringt Frau Bauer ein positives Beispiel, das zeigen soll, dass bei Abwesenheit von Stress keine Kopfschmerzen auftreten.

```
224
I Hmhm\/
P Also ich hab zum Beispiel gemerkt/ ich war im Sommer
eine Woche auf Urlaub
```

```
225
I Hmhm\/ Hmhm\/ Hmhm\/
P bei meinen Eltern, ((ea)) und da hatt ich nichts.
Also kann sein, dass ich
```

```
226
I Hmhm\/
P die ganze Woche entspannt war, ((ea)) also ich denke,
das, das ist ne
227
I Hmhm\/ Hmhm\/
P Kombination von mehreren Faktoren. ((ea)) ((Und
dann)) hatte ich eine
```

Die Patientin erwähnt noch andere Urlaubssituationen wo keine Schmerzen spürbar waren und einen Aufenthalt, bei dem nur selten Schmerzen auftraten um diese Theorie zu besprechen. Sie fasst mit dem Heckenausdruck »ich denke« zusammen, dass es mehrere Ursachen für ihre Erkrankung gibt. Dies ist besonders interessant ist, da sie im APG nur eine Theorie präsentiert hat.

6.3 Fazit

Die Gespräche der Patientin Bauer enthalten viele klassische Phänomene der SKT. Außerdem wird die spezifische Gestaltung der Gesprächsbeiträge (AD) in APG und LPG sehr deutlich. So ist die Patientin um Sachlichkeit bemüht und neigt im APG eher zu Feststellungen, während sie im LPG subjektiv (z.B. durch einen Heckenausdruck) und narrativ über ihre Situation und ihre SKT berichtet. Im APG fragt der Arzt Frau Bauer direkt nach vermuteten Auslösern für die Schmerzen und damit nach ihren SKT. Die SKT werden hier also argumentativ behandelt, wobei der Arzt trotz Gegenargumenten auf diese eingeht und die Lösung sich auch auf die Abklärung dieser bezieht. Im LPG beleuchtet die Patientin ihre Theorien aus verschiedenen Perspektiven und bringt sowohl Argumente als auch Gegenargumente ein, welche sie teilweise mit Expertenmeinungen unterstreicht. Die Wandelbarkeit von SKT kommt hierbei zum Ausdruck, da die Patientin einerseits den Ursprung von sich auf den Arzt lenkt und die Stärke der SKT (bezogen auf die Pille) sich andererseits im Laufe der Gespräche ändert. Die Tatsache, dass psychische Faktoren wie Stress, Angst und Kontrollverlust nur im LPG vorkommen, kann als charakteristisch für die adressatenspezifische Verbalisierung von SKT gedeutet werden.

Was Frau Bauer betrifft, lässt sich vermuten, dass sie ihre Theorie bzgl. der Pille einerseits durch den Arzt ratifizieren wollte und andererseits durch die Änderung ihres Pillenpräparats eine objektive Überprüfung herbeiführen wollte. Dies macht sich dadurch im Gespräch deutlich, dass sie das Thema mehrfach aufgreift und auch nicht interveniert, als der Arzt es zum Schlüsselthema des Gesprächs macht. Birkner (2006: 166) weist darauf hin, dass es für Patient*innen wenig sinnvoll sein kann, mehrere bzw. schon völlig durchdachte SKT darzulegen, wenn gezielt die Expertise des Arztes eingefordert werden soll. Außerdem ist die Diagnosefindung im Rollenbild der/des Ärzt*in verankert, weshalb es seine/ihre Autorität untergraben könnte, wenn der/die Patient*in diesen Part übernimmt (Birkner 2006: 166). Hierin könnten also auch die Ursache dafür liegen, dass Frau Bauer den Großteil ihrer SKT ihrem Arzt nicht mitgeteilt hat: Das von ihr eingebrachte Thema der Medikation scheint medizinisch relevant, während andere SKT aus ihrer Sicht unter Umständen anscheinend keinen Platz in einem APG haben. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der Gesprächszweck sowie das AD zu differierenden Äußerungen von SKT führen. Dies betrifft sowohl das quantitative, als auch das qualitative Vorkommen von SKT.

7 Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Subjektive Krankheitstheorien (SKT) wirken sich folgenreich auf den Verlauf von Arzt-Patienten-Gesprächen (APG) aus. Obwohl sie essentiell für das Gelingen von Kommunikation, Beziehung und Therapie sind, werden sie oft nur unzureichend oder gar nicht thematisiert. Die Gründe dafür sind zahlreich. Unter anderem können Aspekte wie Rollenbilder, institutioneller Rahmen, Gesprächsdynamik und -ordnung (Anamneseschema) oder ein bestimmter verfolgter Gesprächszweck für das Fehlen von SKT verantwortlich sein. Auf die Thematisierung von SKT können prinzipiell sowohl Ärzt*innen als auch Patient*innen Einfluss nehmen. Frau Bauer beispielsweise macht im Gespräch mit ihrem Arzt eine einzige SKT zum Thema und steuert das Gespräch immer wieder darauf hin. Abgesehen von einem schnellen Abarbeiten anderer Themen (möglicherweise auf Basis des

Anamneseschemas) geht der Arzt auf die ihm präsentierte SKT ein und behandelt die Thematik als Schlüsselthema. Im LPG bespricht Frau Bauer allerdings noch viele andere SKT, die sie dem Arzt vorenthält.

Die Analyse der in diesem Beitrag besprochenen Gespräche hat gezeigt, dass die Realisierung von SKT in APG und LPG vielfach deutliche Unterschiede aufweist bzw. aufweisen kann. Das Vorkommen von SKT ist auf Basis des vorliegenden Datenkorpus nicht an eine bestimmte Turnumgebung gebunden. So kommen SKT sowohl nach direkter Fragestellung als auch ohne Trigger vor. Es kann somit nicht daraus geschlossen werden, dass Patient*innen ihre Theorien nur äußern, wenn ein/e Ärzt*in diese direkt erfragt. Gleichermaßen zeigt sich anhand des vorliegenden Beispiels, dass Patient*innen nicht unbedingt (all) ihre SKT mit dem/der Ärzt*in teilen, auch wenn sie danach gefragt werden.

In diesem Beitrag wurde die Relevanz von SKT, aber auch die Wichtigkeit des Wissens dargestellt, dass Patient*innen ihre Gesprächsbeiträge auf Basis ihres Gesprächszwecks und Annahmen über den Rezipienten gestalten (*Audience Design*). Da es noch verhältnismäßig wenige Untersuchungen zum Thema SKT im Gespräch gibt, wäre es wünschenswert, weitere Forschungsprojekte dazu zu fördern. Die Thematisierung von SKT im APG stellt eine wichtige Komponente für die Beziehungsbildung, aber auch für die Therapietreue (*Compliance*) dar. Zur Unterstreichung der Relevanz wäre es für weitere Untersuchungen interessant festzustellen, ob Therapievorschläge anders ausfallen würden, wenn einer/m Ärzt*in alle SKT eines/r Patient*in vorliegen. Dies würde, neben der Therapietreue, die verbesserte Behandlungsqualität als weitere Komponente in den Einflussbereich von SKT einbringen.

Nicht zuletzt zeigt Frau Bauer deutliche Abweichungen ihrer SKT in APG und LPG, sowohl im qualitativen als auch im quantitativen Vorkommen. Daher wäre es zu überlegen, ob Ärzt*innen bei spezifischen Krankheitsgeschichten und -bildern ihre Patient*innen nicht aufklären und ihnen bewusstmachen sollten, dass es SKT gibt und, dass diese wichtig und wertvoll für das Anamnesegespräch sind. Dadurch könnte die Beeinflussung durch AD, also eine adressatengesteuerte Selektion der SKT, verhindert

werden. Denn, dass beispielsweise Faktoren wie Stress und psychische Faktoren im APG des Öfteren nicht behandelt werden, ist alarmierend, da gerade jene Faktoren nachweislich für das Entstehen oder Verschlimmern von Krankheiten verantwortlich sind. SKT werden, auch wenn sie direkt erfragt werden, bislang nicht unbedingt ausgesprochen. Deshalb scheint die Aufklärung von Patient*innen wesentlich, um diese hervorbringen und in die Anamnese integrieren zu können. Zusätzlich könnte ein Aufklären über Zeithorizont und Schema der Anamnese unterstützend auf die Gesprächsqualität einwirken. Dadurch könnte sichergestellt werden, dass Patient*innen eine Vorstellung entwickeln, wann SKT platziert werden können.

Für das APG heißt dies demnach, dass ein Hierarchiebewusstsein geschaffen werden muss: SKT sollen konstruktiv im Gespräch aufgenommen und besprochen werden. Den Patient*innen ist schließlich vielfach nicht explizit bewusst, wie wichtig und wesentlich ihr Beitrag für ihre Genesung und für den Therapie- und Heilungsprozess ist.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. Mag. Dr. Florian Menz, dem ich diese Worte leider nur posthum widmen kann, für die Bereitstellung des Datenmaterials herzlich danken. Außerdem möchte ich ihm für die Betreuung der, diesem Artikel zugrundeliegenden, Bachelorarbeit durch seine fachliche und persönliche Unterstützung, meinen Dank aussprechen.

Literatur

Bechmann, Sascha. 2014. *Medizinische Kommunikation: Grundlagen der ärztlichen Gesprächsführung*. Tübingen: Francke.

Becker, Hans. 1984. Die Bedeutung der subjektiven Krankheitstheorie des Patienten für die Arzt-Patienten-Beziehung. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 34. 313–321.

Birkner, Karin. 2006. Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. *Gesprächsforschung Online-Zeitschrift Zur Verbalen Interaktion* 7. 152–183.

Birkner, Karin & Vlassenko, Ivan. 2015. Subjektive Theorien zu Krankheit und Gesundheit. In Albert Busch & Thomas Spranz-Fogasy (Hrsg.), *Handbuch Sprache in der Medizin,* 135-154. Berlin: de Gruyter.

Bischoff, Claus (Hrsg.). 1989. *Patientenkonzepte von Körper und Krankheit.* Bern: Huber.

Duranti, Alessandro. 1997. *Linguistic anthropology.* New York: Cambridge University Press.

Faltermaier, Toni. 1998. Subjektive Konzepte und Theorien von Gesundheit. In Uwe Flick (Hrsg.), *Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit,* 70–86. Weinheim: Juventa.

Feinbier, Robert. 2015. *Psycholinguistik in der Gesprächsführung: Theorie und Praxis einer psycholinguistischen Sprechaktanalyse.* Wiesbaden: Springer VS.

Flick, Uwe. 1998. *Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit.* Weinheim: Juventa.

Förster, Michaela. 2003. *Subjektive Krankheitstheorien von Tumorpatienten.* Berlin: Freie Universität Berlin.

Hitzler, Sarah. 2013. Recipient Design in institutioneller Mehrparteieninteraktion. *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift Zur Verbalen Interaktion* 14. 110–132.

Lalouschek, Johanna. 2005. *Inszenierte Medizin: Ärztliche Kommunikation, Gesundheitsinformation und das Sprechen über Krankheit in Medizinsendungen und Talkshows.* Radolfzell am Bodensee: Verlag für Gesprächsforschung.

Leventhal, Howard, Leventhal, Elaine A. & Cameron, Linda. 2001. Representations, procedures, and effect in illness self-regulation: A perceptual-cognitive model. In Andrew Baum, Tracey A. Revenson & Jerome Singer (Hrsg.), *Handbook of Health Psychology,* 19–47. London: Lawrence.

Leventhal, Howard, Nerenz, David R. & Steele, D. J. 1984. Illness representations and coping with health threats. In Andrew Baum, Tracey A. Revenson & Jerome Singer (Hrsg.), *A handbook of psychology and health,* 219–252. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.

Menz, Florian, Lalouschek, Johanna & Gstettner, Andreas. 2008. *Effiziente ärztliche Gesprächsführung: Optimierung kommunikativer Kompetenz in der ambulanten medizinischen Versorgung; ein gesprächsanalytisches Trainingskonzept.* Wien: LIT.

Menz, Florian & Sator, Marlene. 2011. Kommunikationstypologien des Handlungsbereichs Medizin. In S. Habscheid (Hrsg.), *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen: linguistische Typologien der Kommunikation,* 414–436. Berlin & New York: De Gruyter.

Mutzeck, Wolfgang. 1988. *Von der Absicht zum Handeln. Rekonstruktion und Analyse subjektiver Theorien zum Transfer von Fortbildungsinhalten in den Berufsalltag*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Sacks, Harvey, Schegloff, Emanuel A. & Jefferson, Gail. 1974. A simpliest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. *Language* 50(4). 696–735.

Sator, Marlene. 2011. *Schmerzdifferenzierung: eine gesprächsanalytische Untersuchung ärztlicher Erstgespräche an der Kopfschmerzambulanz*. Göttingen: V&R unipress.

Scheele, Brigitte & Groeben, Norbert. 2010. Das Forschungsprogramm Subjektive Theorien. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, 151–166. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Vetter, Eva. 2009. Konversationsanalyse. In Renate Buber & Hartmut H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung: Konzepte – Methoden – Analysen*, 333–444. Wiesbaden: Gabler.

Vlassenko, Ivan. 2013. Sprache und HIV/AIDS. Traumerzählung und Multimodale Metaphern zur Veranschaulichung von subjektiven Krankheitstheorien. In Karin Birkner & Oliver Ehmer (Hrsg.), *Veranschaulichungsverfahren im Gespräch*, 93–131. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.

Wüstner, Kerstin. 2001. Subjektive Krankheitstheorien als Gegenstand der genetischen Beratung am Beispiel des Wiedemann-Beckwith-Syndroms. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 51. 308–319.

Appendix

Legende zu Patient*innennamen und anonymisierten Kürzel

Name in Originalstudie	Name in diesem Beitrag
LNW	Bauer
ELM	Weber

Transkriptkonventionen

A	Ärzt*in
P	Patient*in
I	Interviewerin
.	Fallende Intonation
,	stehende Intonation
•	Kurze Pause
••	Lange Pause
–	Abbruch des Wortes
\	Intonation fallend
/\	Intonation steigend-fallend
\/	Intonation fallend-steigend
/	Abbruch
((ea))	Einatmen
((16s)	Pause über die Dauer von 16 Sekunden
((und dann))	Vermutete Aussage, nicht deutlich zu hören
[k]	Kommentarzeile
((lächelnd)	Nonverbale Kommunikation